ng.
3

8° It. sing. 893 kf

30 Pind.

a 3762

Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands * Bibliothek *

19694

Bayerische Staatsbibliothek
<36650994130014

a 3762

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands
Bibliothek

a 3762

Eine Frühlingsfahrt nach Malta.

Mit Ausflügen in Sicilien.

Von

Julius Rodenberg.

19694

Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands
Bibliothek

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1893.

Deg/48/9

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Inhalt.

I. An Bord der Asia.

Bayerische
Staatsbibliothek.
MÜNCHEN

Zum dritten Male durchfurchten wir das tyrrhenische Meer, das wir nun in all' seinen Launen, freundlichen und schlimmen, in prangendem Sommerwetter, in stillen Mondnächten, in stürmischen Herbstschauern und Regengüssen kennen gelernt hatten. Auch mit jeder Art von Schiffen waren wir schon gefahren, mit solchen, die Truppen nach Massauah brachten und solchen, die von ätzendem Carbolgeruch getränkt, aus Afrika zurückkamen. Denn diese Gesellschaft Florio-Rubbatino beherrscht das Meer, so weit es italienisches Gebiet, Festland und Inseln berührt; hier ist ihre Suprematie nicht bestritten, und man darf im Ganzen damit zufrieden sein, wiewohl man in einzelnen Fällen, und nicht selten eben, Grund zur Klage haben mag. Die Schiffe sind nicht gleichmäßig, weder in der Geschwindigkeit noch in der inneren Einrichtung, noch auch in den unerläßlichen Bedingungen der Reinlichkeit und Verpflegung, während die Preise doch in allen dieselben und keineswegs niedrige sind. Aber wer die Seefahrt liebt, kann sich kaum eine genußreichere denken als diese, rings um die Küsten der Halbinsel, mit genügendem Aufenthalt in allen größeren Häfen und

der leichten Gelegenheit nach den benachbarten Stationen im Mittelmeer.

Zudem hatten wir diesmal Glück, sowohl mit dem Schiff wie mit dem Capitän, dem vortrefflichen Signor Commandante Ruffo, der den großen und stattlichen Dampfer »Asia« nun schon, ich weiß nicht wie lange, von Genua nach Malta, von Malta nach Genua führt. Genuese von Geburt, hatte dieser Mann ganz den Ernst, der Zutrauen erweckt, und viel von jener Freundlichkeit, die sich nur langsam erschließt und niemals über einen gewissen Punkt hinausgeht. Untersetzt im Wuchs und zart gebaut, machte der Capitän doch den Eindruck unerschütterlicher Festigkeit, wenn er frühmorgens, im langen Ueberrock, die goldgeränderte Mütze tief im Nacken, auf der Commandobrücke stand, und war ein liebenswürdiger Gesellschafter bei Tisch, wo wir die Plätze zu seiner Seite hatten. Höflich, von den besten Manieren, machte Signor Ruffo die Honneurs seines Schiffes, dessen Bemannung und Dienerschaft von demselben Geiste beseelt waren, ebenso wie der Salon und die Kojen einen durchaus annehmlichen Aufenthalt boten. Auf diesen Schiffen ist die Lebensweise so geordnet, daß man, so früh man will, nach italienischer Sitte nur ein Täßchen Kaffee mit höchstens etwas Zwieback nimmt; um zehn Uhr erscheint dann ein Frühstück, die collazione, die wohl ein ganzes, sehr reichliches Mittagsmahl genannt werden darf, und um sechs Uhr das Diner, das pranzo,

das schon in seinem Wortklang etwas von außerordentlicher Fülle hat. Mit feiner Aufmerksamkeit, sobald wir uns erst näher bekannt geworden, war dafür gesorgt, daß bei keiner dieser Mahlzeiten eins oder das andere der nationalen Gerichte fehlte, die wir lieben. Freilich ist über den Geschmack nicht zu streiten, aber ich habe gefunden, daß man durch nichts das Herz des Italieners so sehr gewinnen kann, als wenn man sich in diesem Punkte zu seinem Glauben bekennt. —

Der letzte Tag in Genua! Der Apennin mit Schnee bedeckt; in jungem Grün prangten die Gärten und Terrassen der Acqua Sola, die Kastanien, der Flieder und der Goldregen blühten um die Piazza Vittorio Emmanuele, und im Mittagswind bewegten sich die Palmen am Fuße des Negreto, von dessen belaubter Höhe wir noch einmal hinabblickten auf die steinerne Pracht der lieben Stadt und das azurblaue Meer, das die ganze Küstenlinie mit Silberschaum umrändert.

Mit der Dämmerung dieses Tages gingen wir zu Schiff; es ward Abend, bevor der Anker aufgewunden, und Nacht, bis wir uns in Bewegung setzten. Wir kannten das Bild, das Genua zu dieser Stunde der Abfahrt bietet: die Hunderte seiner Straßen und Gäßchen lauter Lichterreihen, gleich Brillantenschnüren um den Berg geschlungen und hoch darüber am dunklen Firmament die Myriaden funkelnder Gestirne. Vom Lande her, leis verhallend, das Ave-Maria der Glocken,

und aus dem Wasser, aus dem Gewirr der Masten und Schornsteine des Hafens, bald nah, bald fern in der Finsterniß, schrilles Pfeifen, Signale der großen Schiffe, die wie das unsere zur Reise fertig sind.

Sobald wir den Leuchtthurm passirt hatten, merkten wir wohl, daß das Meer bewegter, als man uns am Lande hatte sagen wollen. Dennoch verbrachten wir die Nacht nicht übler, als man auf Schiffen sie zu verbringen pflegt, und hatten einen herrlichen frühen Morgen, die See tiefgrün, mit nur hier und dort einem leichten Wogenschaum, der Himmel blau, die Sonne schon warm und der Wind von einer erquickenden Frische. Wir kamen so dicht an Elba vorüber, daß wir das Roth seines erzreichen Gebirges erkennen und unten am Strande Städtchen oder Dörfer unterscheiden konnten. Die Küste des Festlandes, von einem violetten Schein angehaucht, bleibt immer sichtbar. Größere Schiffe begegnen nicht viel, aber manch ein weißes Segel von Küstenfahrer oder Fischerboot schwankt auf der schillernden Fluth oder am sonnigen Horizonte dahin.

Angenehm, wie der Tag begonnen, ging er weiter; wir hatten oben unter dem ausgespannten Leinwanddach bequeme Sessel, in welchen wir uns den ganzen Morgen sonnten, lasen und Cigarren rauchten, unser dolce far niente hin und wieder durch ein paar Schritte das Deck auf und ab unterbrechend. Außer uns waren auf dieser Strecke der Fahrt nur noch

zwei junge Herren Gäste der ersten Cajüte: Einer aus Mailand, der Andere Genuese, Kaufmann und offenbar aus gutem Hause, der vortrefflich Deutsch sprach, nachdem er ein Jahr in Zürich auf der Handelsschule gewesen. Dieser wollte zu seiner Erholung die ganze Reise der »Asia« nach Malta mitmachen, zu welcher sie hin und her zehn Tage gebraucht. Im Stillen beneideten wir den jungen Mann. »Und was hindert Sie, das Gleiche zu thun?« fragte der Commandant, der mit Vergnügen bemerkte, wie wohl wir uns auf seinem Schiff und in seiner Gesellschaft zu fühlen anfingen. Und hatte der wackere Mann nicht Recht? War es nicht schon lange unser Wunsch gewesen, dieses Eiland kennen zu lernen, das von Dichtung und Sage wie von einem geheimnißvollen Schleier umgeben ist, dessen Geschichte selber etwas von einer mittelalterlichen Heldenromanze hat, und das einen Reiz mehr dadurch ausübt, daß verhältnißmäßig so Wenige nur es wirklich gesehen haben? . . .

Gegen Abend verloren wir das Land fast ganz aus den Augen. Nur als ein schmaler Strich blieb die römische Küste fern am östlichen Horizonte sichtbar. Das pranzo, dem der Sgr. Commandante wiederum präsidirte, verlief sehr gemüthlich und war von ausgesuchter Güte: mit bewunderungswürdigen Maccheroni (Mittags hatten wir Risotto gehabt), Antipasto (Sardellen von einer Art, die wir hier gar nicht kennen, Schinken, Oliven, Gurken ꝛc.), Frittura mista

(kleine Fische, Milchfleisch, Carcioffi, zusammen in Oel gebacken), Rindfleisch mit frischen Erbsen, Kalbscotelette auf dem Rost gebraten, ausgezeichneten Salat, köstlich duftende Apfelsinen, dazu den dunkelrothen Wein, den die Compagnie aus den eigenen Besitzungen in Sicilien gewinnt, aber in Genua keltert, oder den weißlich-gelben Polcevera, der bei Genua wächst, und zum Beschluß ein paar Gläschen Marsala, gleichfalls von der eigenen Marke Florio, der auch bei uns als der beste gilt. Diener in weißen Handschuhen warteten auf und sorgten dafür, daß der Wein in den Caraffen nicht ausging, beides, weder der rothe noch der weiße, löblicher Brauch des »vino compreso,« der aber, wie so viel anderes Gute, leider immer mehr verschwindend, nur noch in den kleineren Städten Italiens und auf diesen Schiffen geübt wird. Man trinkt besagten Wein aus Wassergläsern — ungemischt, wenn man ein Barbar ist; der Commandant und seine Landsleute mischen ihn, wie denn der Italiener auch, hoch und niedrig, ein sehr mäßiger Esser ist — mit Ausnahme von Maccheroni, Reis und Salat. Diese Dinge mißt er mit anderen Maßen und nimmt Portionen davon zu sich, für welche dem übrigen Europa das Verständniß abgeht.

Mit dem schwarzen Kaffee, bei welchem ich die letzten meiner Havannas (von jetzt ab gab es nur noch Philippinen, wenn nicht Schlimmeres) gern zum Opfer brachte, kam die Rede wieder auf Malta. Wollten

wir am anderen Tage wirklich das gute Schiff »Asia« verlassen, um von Neapel unsere Reise nach Palermo fortzusetzen? Nein, wir wollten nicht, wollten wirklich nicht — und als der Cognac herumgereicht ward, waren wir entschlossen. So spielt der freundliche Zufall mit uns, und so, man weiß nicht recht wie, kann man nach Malta kommen!

Gegen neun Uhr dieses Abends gingen wir in unsere Kojen und erfreuten uns, des Lagers schon gewohnt, eines guten Schlafes auf dem sanft schaukelnden Schiffe, bis es in der Morgendämmerung plötzlich still stand, und das Gerassel von Ketten und Tauen, das Hin und Her der Mannschaft begann. Es war zwischen drei und vier Uhr Morgens, und wir waren im Hafen von Neapel. Ich hörte die Glocken vom Lande herüber, und als ich um sechs auf Deck kam, lag die wundervolle Stadt vor mir, wie wir sie vor zwei Jahren verlassen hatten — damals in das herbstliche Gold eines Sonnenuntergangs getaucht, heut' bei Sonnenaufgang in sprießender Frühlingspracht. Wer sagt, wann Neapel am schönsten sei? Für uns kam der Zauber der Erinnerung hinzu. Fast heimathlich erschien uns jetzt die Stadt, die damals uns so fremd gewesen und so fremd geblieben. Ist es nicht, daß wir in Alles erst ein Stück von uns selbst legen müssen, um es zu lieben? — Mir war, als ob es gestern gewesen sei. Wir hätten jauchzen mögen vor Freude. Jedes Haus am Ufer erkannten wir, jeden

Thurm, jede Kuppel, jeden Hügel, jede Straße. Hier, links, das Castel dell' Ovo, gegenüber unser Hôtel und die Chiatamone, hoch darüber das Castel Sant' Elmo, das Kloster San Martino, die Pinien des Posilipp dort, dicht vor uns Santa Lucia, der quadratische Thurm der Kathedralkirche von San Gennaro, ragend aus der Häusermasse; hinter uns im Hafen die Seekolosse, die großen Schiffe, dazwischen und rings um uns her die zahllosen Barken — Alles in einer gedämpften Frühlingsmorgen-Beleuchtung unter einem leicht umflorten Himmel, der das Blau und den Sonnenschein eben noch durchschimmern läßt, und rechts, halb von diesem transparenten Dunst umhüllt, der Vesuv, dessen Rauchwolke, von dem Morgenwinde niedergedrückt, an seinem westlichen Abhange in einem flockigen Weiß, wie ein Nebelstreif, niederzukriechen scheint.

Wenn es ein Defekt der menschlichen Natur ist, daß der Stärke des ersten Eindrucks kein zweiter gleichkommt, so gewährt sie dafür uns vielleicht die Entschädigung, daß das große Bild uns nunmehr auch seine kleineren Züge zeigt. Welch' ein Gaudium war es, den Alten mit dem Gaunergesichte zu beobachten, der in seinem Nachen unter unserem Schiffe hielt und ihn einen Labetrunk bereiten zu sehen, indem er aus einer Thonamphora von wahrhaft klassischer Form Wasser in die nicht eben blanken Gläser goß und mit beiden Händen (die bis dahin das Ruder geführt) den

Saft einer halben Citrone durch ein Sieb hineinquetschte. Aber die Limonade fand dennoch guten Absatz; gierig ward Becher nach Becher von einem Theile der Aussteigenden geleert, während das daneben stehende Becken sich mit Kupferstücken füllte. Später sogar, mitten in der Stadt, wo die Limonade gleichfalls an allen Straßenecken in derselben appetitlichen Weise zubereitet wird, bewunderte ich einen wohlgenährten Cleriker, der ein solches Glas mit unendlichem Behagen bis auf die Neige trank. Man ist eben nicht verwöhnt im Süden von Italien, und wir wissen wirklich nicht, ob wir seine Kinder, denen alle Schönheit der Welt in so viel reicherem Maße zugetheilt worden ist, darum beneiden oder bemitleiden sollen.

Wir hatten zwölf Stunden Aufenthalt in Neapel. Es ist nicht viel, wenn man es so betrachtet. Und dennoch, eine Stadt, die man kennt und liebt, auf so kurze Zeit wiederzusehen, alle Stätten, an denen man geweilt, noch einmal zu betreten, sich immer und immer, bei jedem neuen Anblicke, ein »Weißt du noch?« zuzurufen — es hat einen eigenen, wundersamen Reiz und ist wie ein Traum.

Gegen Mittag waren wir in der Via Roma, »già Toledo.« Wer beschreibt den alten Toledo, wer beschreibt ihn um die Mittagsstunde — den unabsehbaren Straßenzug, langsam ansteigend, die hohen Paläste, die tiefen Höfe, die Portale, die Balcone, die vorspringenden Giebel, die malerischen Quer- und

Seitengäßchen, die einen steil hinauf, dunkel von Schatten, mit dem Grün des Berges von San Martino hinter sich, die anderen schräg hinunter, leuchtend von Sonne, mit dem Blick auf das blaue Meer, dazwischen der Lärm, das Geschrei, das Wagengerassel, sinnebetäubend, ohrenzerreißend — die breite Fahrstraße, wimmelnd von Einspännern, das schmale Trottoir gedrängt voll von Menschen, Kopf an Kopf, die luxuriösen Läden und davor haltenden Equipagen, die bunten Marquisen, die bunten Sonnenschirme, die bunten Kleider — das Heer der Verkäufer, jeder mit seinem besonderen Straßenruf: Bücher und Bilder, Zeitungen und Streichhölzchen, Lorgnetten und Metermaße (»due soldi! vale una mezza lira!«), Petroleumlampen und kleine Hunde, Schildpattkämme, Bänder und Knöpfe, Rosen und Orangeblüthen, dies Alles kann man auf dem Toledo haben, und noch tausendmal mehr, angeboten von Tausenden im Herumziehen und mit Stimmen, deren furchtbare Gewalt, wenn sie Einem ins Ohr gellen, keine menschliche Sprache schildert. Von allem aber, was billig ist, sind die Rosen am billigsten. Für ein prachtvolles Bouquet der schönsten rothen und gelben Arten gaben wir dem Jungen, der eine halbe Lira verlangt hatte, 20 Centesimi (15 Pfennig), und dieser Preis dünkte seinen Concurrenten so hoch, daß er mit einem gleich schönen Bouquet herzulief und nach dem Preise gefragt, erwiderte: »Che volete! Was Sie wollen!«

Für das Auge nicht minder ergötzlich und einschmeichelnd obendrein für den solideren Sinn, der sich eine gute Mahlzeit davon verspricht, sind an all' den ungezählten Ecken dieser Straße die mit Gemüsen und und Früchten beladenen Tische — frische Erbsen und Bohnen, hoch aufgehäuft, Artischocken, goldgelbe, dicke Orangen und Citronen, mit den grünen Blättern noch daran, wie sie vom Baume gepflückt sind — aber auch der Knoblauch, dieser Leckerbissen der südlichen Völker, nicht eine mit Vorsicht zu gebrauchende Würze gewisser Speisen, sondern ein wichtiges, wenn auch nicht wohlduftendes Nahrungsmittel für die breitesten Schichten der unteren Classen. Alles dies, selbst in den engsten Gassen, ist zum Ueberfluß noch mit Blumen geschmückt, als könne die Mutter Natur sich hier gar nicht genug thun; und wo die Rosen fehlen, sieht man noch in unendlicher Menge die Mimosen. Gewiß, dieses Volk ist nüchtern, bedürfnißlos, genügsam, und muß es sein, weil es, trotz der umgebenden Fülle des Reichthums, arm ist. Aber wie weiß es dieses armselige Dasein sich auszuschmücken durch Humor, durch Frohsinn, durch Gesang, durch Poesie, durch Blumen, durch Zierrath jeder Art! Selbst die Pferdchen vor den Einspännern gehen nicht leer aus: dem einen hat die Phantasie seines Kutschers einen Stirnschmuck von bunten Federn gegeben, dem anderen einen neusilbernen Beschlag mit Glöckchen, dem dritten die Korallenhand mit dem ausgestreckten Finger gegen den bösen Blick,

dem vierten einen Blumenstrauß, und alle zusammen sind auf das Sauberste herausgeputzt. Die dunkle Folie für so viel Licht und Farben bilden die Geistlichen, die sich in ganzen Scharen, mit schwarzen Mänteln und Krämpenhut unter das Volk mischen, als dessen Lehrer und Freunde sie hier überall erscheinen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags kehrten wir auf unser Schiff zurück, welches sich mittlerweile zur Ueberfahrt nach Messina mit Passagieren beträchtlich gefüllt hatte. Vornehme Herrschaften waren unter diesen, Sportsmen aus Neapel mit Flinten und Hunden, der ehemalige Präfect von Rom, ein geborener Sicilianer und dort begütert, mit seiner Dame, mehrere Lieutenants des italienischen Heeres in ihren knapp anliegenden, schmucken Uniformen, ein Flottenofficier, eine deutsche Familie von distinguirtem Aussehen und, bei gelegentlichem Begegnen, den besten Manieren. Fast alle Kojen wurden besetzt, und die Tafel erstreckte sich durch die ganze Länge des Salons. Wir waren nicht mehr die »Einzigen« und traten dem hohen italienischen Würdenträger und seiner Gemahlin unsere Plätze zur Rechten und Linken des Commandanten ab; jedoch unser Freundschaftsverhältniß zu diesem erlitt dadurch keinerlei Einbuße, verwandelte sich vielmehr in ein solches stillschweigenden Einverständnisses.

Jetzt, von der sinkenden Sonne bestrahlt, stand der Vesuv ganz klar, mit der Rauchsäule darüber,

und um den weiten Halbkreis des Golfes leuchteten in ununterbrochener Reihe die Häuser bis hinunter nach Castellamare. Die Höhe von Sant' Elmo war schon beschattet; aber in lichten Contouren wundersam fein zeichneten sich Mauern und Zacken und Pinien auf dem blauen Himmel ab. Purpurn in der Abendsonne schimmerte das Meer, und traumhaft über seiner Fluth erhob sich, wie ein Duftgebilde, das Felseiland Capri, dessen edlen Linien vom Monte Solaro bis Punta Tragara und Villa »Timberiana« wir noch einmal mit stillem Heimweh folgten.

Zuletzt kam Musik: zwei Frauenzimmer mit rothen Kopftüchern und weißen Kleidern — der traditionellen Tracht von Santa Lucia, die man in der Wirklichkeit kaum noch sieht; unter unserem Schiff in schwankender Barke haltend, spielten sie die Guitarre, sangen dazu und wurden von einem Mann auf der Flöte begleitet. Ich kann nicht sagen, daß diese costümirten Sängerinnen und Musikanten mir besonders sympathisch wären; sie haben etwas vom »Novellen-Italiener,« jenem Typus, dem man in den Novellen unserer mittelmäßigen Schriftsteller, und sonst nirgends, begegnet: unecht, wie diese Figuranten, die wohl auch ihre Modelle gewesen sind. — Und dennoch, wenn man sie nach langer Zeit wiedersieht, diese schlauen Menschenkinder, die sich für uns so hübsch herausstaffirt haben, wenn man sie zum erstenmale wiederhört, ihre Lieder und Guitarren — wer könnte dann

ungerührt bleiben, wem stiegen nicht Erinnerungen auf, in denen die Mondscheinnächte Venedigs sich zu mischen scheinen mit der hehren Schönheit eines Sonnenuntergangs im Golfe von Neapel, und wer opferte nicht gern seinen Obolus, welchen diese Künstlerschar noch obendrein mit unfehlbarer Sicherheit vom Grunde des Meeres heraufzufischen weiß? . . . Lange noch, immer weiter und weiter, über die Wogen, klang er uns nach der wehmüthige Gesang: »Addio Napoli,« mit dessen letzten, fernen Tönen die Stadt selber uns im violetten Abendduft entschwand.

In einer dieser Nächte war es, daß ich die »Odyssee« zu lesen begann, einsam, unter der hin- und herschwankenden Lampe der Kajüte, während Alles ringsum in tiefem Schlafe lag und nichts vernehmbar war, als das Rauschen des Wassers und des Windes. Ein Größerer hat es gesagt, was es heißt, dies Gedicht »in Neapel und Sicilien« zu lesen, »in welchem Glanz es dann erscheint.« — »Ich verstehe,« schreibt Goethe an Schiller (14. Februar 1796), »daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst.« Von der Schule her haben wir ihn geliebt, den guten Vater, in dessen Reich es so herrlich herging mit Speise, Trank, erquickenden Bädern, auch in den fürchterlichsten Nöthen, mit festlichem Gesang, Harfenspiel, Liebe, Heldenthum, Errettung aus Abenteuern und ehrfurchtsvollem Umgang mit Göttern. Später, als der Glanz des goldenen Zeitalters der

vergangenen eigenen Jugend einen verklärenden Schimmer zu leihen schien, blieb es uns ein Werk nicht nur edelster Dichtung, sondern auch höchster Weisheit und feinster Sitte voll, an welchem das Herz des Alters sich erquickte. Doch wie ganz anders noch, wenn man die »Odyssee« liest auf dem Element, dem nämlichen Meer, dessen Küsten und Eilande ringsum gleichsam heute noch widerhallen von dem Gesange Homer's! Zu keiner Zeit, weder als Knabe noch als Mann, hab' ich ihn so verstanden, wie jetzt, wenn ich von dem Buch aus der Kajüte heraustrat in die Frühlingsnacht, und durch Masten und Raaen des ächzenden Schiffes, durch Stangen und Stricke die tausend Sterne des südlichen Himmels strahlen sah, die schon mit all' ihrem Feuer dem »göttlichen Dulder« geleuchtet; oder am frühen Morgen, wenn ich »in des Meers aufwogenden Abgrund« blickte, »als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,« und unermeßlich um mich und vor mir und hinter mir die dunkle, die purpurne Woge der »heiligen Salzfluth« rollte. Wie wenn ich einen Begriff erhalten sollte von dem, was ewig ist in der Poesie, weil es ewig ist in der Natur der Menschen und der Dinge, redeten der Wind, das Wasser, das Schiff und das Schiffsgeräth zu mir in homerischen Versen; das Ungesehene ward sichtbar und das Sichtbare von jenem Zauber umwoben, in jenen Duft entrückt, der die Wirklichkeit zur Täuschung macht und das Märchen zum lebendi-

gen Ereigniß. Und je weiter ich kam, nicht nur in dieser sternhellen, sondern auch in mancher finsteren Nacht und an manchem bösen Tag, desto mehr wuchs das Gefühl der Uebereinstimmung. Denn nie zuvor und nie nachher ist das Meer in seinen unaufhörlich wechselnden Farben von Licht und Dunkel, in seinen unendlich verschiedenen Beleuchtungen und Erscheinungen, in seiner unergründlichen Tiefe bei Sturm und Windstille, niemals das Schiff und die Schiffahrt so dargestellt worden, daß man, wie bei Homer, eine Vorstellung der Unermeßlichkeit und zugleich die Sinnesempfindung jedes geringsten Umstandes und jeder Einzelheit empfinge, bis auf den Theergeruch des Kiels, das Klatschen der Segel und den Flug der Möve,

»Die um furchtbare Busen der weit einöden Gewässer
Fische sich fängt, und häufig die Fittiche taucht in die Salzfluth.«
(V, 52. 53.)

Unser erster Anblick am folgenden Morgen früh, bald nach Sechs, war Stromboli, das sich einsam und majestätisch in einer prachtvollen Pyramide, die Spitze von leichtem Dampf umwallt, aus blauem Meer erhob. Es ist die einzige der liparischen Inseln, die man auf der Fahrt nach Messina passirt, die Ortschaft am Strande lag in der vollen Morgensonne. Die liparischen, auch hephästischen, Inseln heißen italienisch allgemein »le isole Eolie«, äolische Inseln, wie schon Homer sie gekannt und genannt hat, der

allerdings nur von einer »äolischen Insel« spricht, »welche bewohnte Aeolos, Hippotes' Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter,« von Kronion, »zum Schaffner der Winde geordnet« (X, 1—2; 20). Erst in einer viel späteren Zeit ward die Werkstätte des Hephästos nach »Lipari's Esse« (Theokrit) verlegt, und die des Vulcanus auf die südlichste der Inseln, l'isola di Vulcano, welche dem auf dieser Seite Vorüberfahrenden durch den Anblick von Stromboli verdeckt wird. Unbebaut und unbewohnt, außer von den Arbeitern der Schwefelsiederei, ist der Vulcan dieser Insel, die nach dem Gotte genannt wird — »Haus des Vulcan, sein Nam' und Vulcania heißet das Eiland« — immer noch thätig, und durch einen seiner Krater ließ Virgil ihn zu seinen unterirdischen Feuern hinabsteigen, als er, auf Bitten der Venus, sich entschlossen hatte, die Waffen für Aeneas zu schmieden (Aeneis, VIII, 416 ff.).

Jetzt auch, ganz fein in den Horizont gezeichnet, erschien die Küstenlinie von Sicilien, und das Erste, was wir deutlicher unterschieden, war das Schneehaupt des Aetna, rosig in der Morgensonne, von derselben pyramidalen Form, wie all' diese vulcanischen Küsten- und Inselbildungen. Wie sehr wurde das Herz ergriffen, indem es hier des Odysseus gedachte, der auf schwankender Fahrt denselben Zielen zustrebte —

»Steuernd auf dunkeler Fluth zu anders redenden Männern.«
(I. 184.)

Schon trat von rechts die calabrische Küste heran, mit den Häusern der Ortschaft Scilla, weithin verbreitet im Schatten einer mächtigen Felswand; von links war der Punto del Faro sichtbar, der Leuchtthurm auf der äußersten Spitze der vorspringenden Landzunge, dahinter, im Halbkreis um die Bucht, das Oertchen San Giorgio, seine Wohnstätten von fast orientalischem Aussehen in ihrer quadratischen Form und der monotonen gelblich-weißen Farbe, blendend in der Morgensonne; dazwischen die gekräuselte Fluth der Charybdis, ein leichter Strudel, wie das Binger Loch, der mit seiner von den beiden Felsufern eingezwängten Meeresfläche, rings geschlossen, an eine Rheinlandschaft erinnert. Ohne mehr, als in seinen festen Rippen ein wenig zu zittern, ging unser gutes Schiff »Asia« durch die Brandung, deren schmaler Schaumstreif noch immer den Eingang in die Straße von Messina bezeichnet und einst der Schrecken der Schiffer war. Wir in unseren eisengepanzerten, kupferbeschlagenen Dampfern mögen der Gefahren spotten, die solch' eine Durchfahrt bietet. Aber man bedenke, was sie für Schiffer gewesen sein mag, die, durch Leuchtthürme nicht gewarnt, und ohne Compaß, nur gewohnt waren, von Küste zu Küste zu fahren, und denen Sicilien, noch ein Fabelland, als das äußerste Ziel der Abenteuer galt. Wenn es uns Heutigen schwer wird, die wir, mit dem Bädeker in der Hand, uns hier orientiren wollen, den Schauder noch einmal zu fühlen, mit welchem die trefflichen Phäaken zu-

hörten und den wir, auf den Schulbänken, ihnen nachempfanden, wo der »untadlige« Held Odysseus von der Skylla, dem »fürchterlich bellenden Scheusal«, und der dreimal täglich »das dunkle Gewässer« hervorstrudelnden und dreimal einschlürfenden Charybdis erzählt; wenn es uns schwer wird, in dem anmuthigen Bilde, welches die Umgebung von Scilla gewährt, den Felsen wiederzuerkennen, der »an den Himmel ragt, spitz erhebend das Haupt«, und in den Saatfeldern und Fruchtgärten der Küste gegenüber den anderen, niedrigeren, unter dem das Menschen und Schiffe verschlingende Ungeheuer gedroht: so dürfen wir darum nicht an der Wahrheit unseres Homer zweifeln. Denn es ist eine Thatsache, die der Commandant mir mittheilte, daß, auch bei sonst ganz ruhiger See, das Wasser sogar im Hafen von Messina stets ein wenig bewegt ist wegen der Strudel in der Nähe von Scilla, der »vortici«, wie sie heute noch bei den Schiffern heißen. Die Griechen selbst hatten, zur Zeit der »Odyssee«, noch gar keinen directen Verkehr mit Sicilien. Was sie von der Insel wußten, war ihnen in den Erzählungen der Phöniker zugekommen, der ersten und lange der einzigen seefahrenden und handeltreibenden Nation des frühen Alterthums, welche Stationen, Factoreien und Ansiedelungen an allen Gestaden des Mittelmeeres, vornehmlich auch an der sicilianischen Küste besaßen. Möglich, daß sie, schlaue Leute, die mit diesen Reisen verbundenen Gefahren noch über-

trieben, um andere Völker von den gleichen Versuchen abzuschrecken; aber dennoch müssen ihre Berichte, wie sie sich in der Dichtung Homer's widerspiegeln, auf einer so treuen Beobachtung der Natur beruht haben, daß deren Schauplätze, wenngleich in märchenhafter Umhüllung, den großen und allgemeinen Zügen der heute noch bestehenden Wirklichkeit entsprechen. Auch das trifft zu, was von den beiden Küsten gesagt wird, »daß leicht dir hinüberschnellte der Bogen« (XII. 102), wenn man sich nämlich das Geschoß des Odysseus denkt, welches außer ihm kein Sterblicher zu spannen vermochte.

Sobald die Straße sich öffnet, haben wir den Blick auf Messina, dessen Hafen eine halbe Stunde später erreicht ist. Vor uns erstreckt sich die Palastreihe der Marine, die, wie eine Coulisse, die Stadt dahinter noch verdeckt, und malerisch steigen die Berge darüber empor. Hier, um zehneinhalb Uhr Morgens, geht unser Schiff vor Anker, und wir haben einen freien Tag.

O, welch' ein Tag! Das blaue Meer mit weißen Segeln bedeckt, das Schiff unser Haus und die Lande ringsum einladend zu freundlichem Besuch! In köstlichem Sonnenschein, bei frischer Brise, lehnen wir über das Schiffsgeländer und sehen dem Treiben im Hafen zu; die Stadt liegt vor uns, die großen Schiffe geankert zu ihren Füßen und grünes Hügelland hinter ihr. Das Wasser ist von einer tief azurnen Farbe,

wie mit Goldflittern bestreut; die Berge der calabrischen Küste sind mit Schnee bedeckt. Eine Möve fliegt vorüber. Und alles dies gehört uns. Es ist das Ideal einer Seefahrt.

In der Mittagsstunde ladet der Commandant uns ein, mit ihm hinüberzufahren nach Calabrien, nach Reggio. Das Städtchen, das längs des Meeres an steiler Höhe liegt, macht einen stillen, aber keineswegs unvortheilhaften Eindruck. Die Häuser, sämmtlich neu, mögen vom Ende des vorigen Jahrhunderts sein, einige darunter von vornehmem, aber verwahrlosten Aussehen, die meisten mit Altanen. Die Hauptstraße, der Corso Garibaldi, durchschneidet in gerader Linie, so daß man vom einen Ende derselben bis zum anderen sehen kann, und parallel mit dem Meere, die ganze Länge der Stadt, breit und luftig, aber wenig belebt, mit Läden und Cafés, welche die Lässigkeit, fast das Schläfrige der Kleinstadt haben, mit regelmäßigen Seitenstraßen, links zu den Gärten und Hügeln hinan, rechts zum Meere hinabsteigend, über welchem jenseits das sicilianische Küstengebirge die Perspective schließt. Ein altes Castell blickt vom Hügel auf die Stadt herab, und nicht weit vom Ende des Corso steht der Dom, mit dieser Inschrift über dem Portale: »Circumlegentes devenimus Rhegium. Act. XXVIII.« — »Und da wir umschifften, kamen wir gen Region.« — Es ist ein Vers der Apostelgeschichte, die von Pauli Seefahrt nach Rom erzählt. In solche

Fernen verliert sich hier der Blick, auf diesem uralt classischen Boden, auf welchem die letzten Visionen der homerischen Welt mit den frühesten Strahlen des aufgehenden Christenthums einander begegnen.

Alsbald stießen wir auf einen Trupp Rekruten, der den Berg herunterkam, junge Calabresen in der malerischen Tracht ihres Landes, braunen Sammetjacken, kurzen Hosen, Gamaschen, runden Mützen ohne Schirm, mit Bändern und Tüchern; schöne Menschen, gedrungene, kräftige Gestalten, mit sonnverbrannten, höchst ausdrucksvollen Gesichtern und pechschwarzen Haaren. Die wenigen Wagen, die sich auf der Straße blicken ließen, waren von altmodischer Beschaffenheit; hier und dort zeigten sich Reiter auf Eseln, und vor einem Karren sahen wir ein Paar jener prachtvollen weißen Zugstiere mit breiten, gewundenen Hörnern, wie wir sie vormals oft auf den Gemälden von Leopold Robert bewundert haben.

Gegen drei waren wir von unserem Ausfluge ins calabrische Land zurück und hatten nur noch die späteren Nachmittagsstunden für Messina, bis zum Abend. Eine Stadt, die sogleich freundlich anmuthet und, nach dem Besuche von Reggio, durch die Bewegung am Hafen und in den Straßen, die Fülle des Lebens und seine Mannigfaltigkeit doppelt erfreulich. Wir hatten mit dem Schiffsvolke dort drüben keine guten Erfahrungen gemacht: sie sind zudringlich, scheinen verwildert und gewaltthätig; ohne Schutz wäre man ihrer Will-

für völlig ausgeliefert. Hier, beim ersten Schritte auf sicilischen Boden, hatte man das Gefühl, unter einer gesitteteren und besser gearteten Bevölkerung zu sein und diese Wahrnehmung ist durch alle nachfolgenden bestätigt worden. Im Sicilianer, wie wir ihn nachmals genauer kennen gelernt haben, hat sich unter dem Drucke von Jahrtausenden ein Rest angeborener Höflichkeit und guten Betragens erhalten, der ihn sehr vortheilhaft vom Süditaliener unterscheidet. Er ist ernster, sinniger, stolzer und, so scheint es, in seinem allgemeinen Verhalten gesetzlicher, der Disciplin mehr zugänglich, und wie viel man auch, früher noch mehr als jetzt, von Ausschreitungen gehört hat: es sind immer eher Thaten des augenblicklichen Impulses, des politischen Hasses, der persönlichen Rache gewesen, als der Berechnung und der Habgier. Der überwiegenden Mehrzahl der Verbrechen lag, wenn auch sehr entstellt oder fast unkenntlich geworden, von jeher ein Motiv zu Grunde, welches unedel nicht genannt werden kann. Dem, der beide gesehen hat, springt sogleich, in diesem Betracht wie in manchem anderen, eine ganz auffallende Aehnlichkeit zwischen den eingeborenen Bewohnern Irlands und denen Siciliens ins Auge: wie sehr hier und dort die agrarischen Verhältnisse daran Schuld sind, braucht nur angedeutet zu werden. —

Alles in Allem aber scheint das sicilianische Volk sein unleugbares Elend mit größerem Anstande zu tragen, nicht nur als das irische, sondern auch als das

des italienischen Südens, und mehr bestrebt, sein Uebel zu verbergen, als zur Schau zu stellen. Wenn die Hauptstraßen von Messina durchaus den Eindruck blühender Prosperität machen, so kann man auch in den ärmlichsten noch manch' ein verhältnißmäßig reinliches Hausinnere sehen und recht ordentlich gekleidete Frauen, die mit ihrer Handarbeit vor den Thüren sitzen. Freilich mag es dem Fremden, zumal im Anfang und bei nicht mehr als oberflächlicher Betrachtung, hier wie in all' den anderen berühmten Städten Süditaliens und Siciliens ergehen: daß ihm nämlich vor der immer gleichen Schönheit der Natur, der überwältigenden Macht der Werke der Kunst und der historischen Erinnerungen der Anblick der Gegenwart fast entschwindet. Der Dom, der Domplatz mit den prächtigsten Palmen, die wir bisher gesehen, die uralte Annunziata di Catalani, die hoch auf dem Felsen gelegene Kirche San Gregorio, die Terrasse davor mit der wunderbaren Aussicht auf das von der Abendsonne beglänzte Meer und die schneebedeckten Gipfel des calabrischen Gebirges — wer malt ihn, den Zauber dieser Abendstunde, der sich mit einer Fülle vorübergerauschter Bilder und unaufhörlich zuströmender Gedanken an ferne Vergangenheit verband — an die Hohenstaufen, an Konrad IV., dessen roth-sammetnen Sarg wir eben im Dome gesehen; an Goethe, der auch einmal hier oben gestanden hat und an dieser Stelle das Mignonlied gedichtet haben soll. Ob es wahr ist, wer

weiß es und was thut es auch? Scenen italienischen Lebens umgeben uns. Ein Hirt treibt vom Berge hinter der Kirche herab seine Ziegenherde, die possirlichen Thiere mit den altklugen Gesichtern lagern sich auf den Treppen und schnuppern um die Terrasse herum. Ein Betteljunge schließt sich uns an, schmutzig über jede Beschreibung, als ob er in seinem Leben nicht gewaschen worden sei, zerlumpt, in einem Habit, das nur aus Löchern besteht und aus Flicken, die mit Bindfaden an einander gebunden sind. Wie, fragen wir uns, ist der Junge in dieses Gewand hineingekommen, und wie kommt er wieder heraus? Er trabt, als wir den Wagen wieder bestiegen haben, unermüdlich neben uns her, immer gleichen Schritt haltend mit dem trabenden Pferdchen, und zuweilen ihm noch vorauf; aus purem Vergnügen, muß angenommen werden, denn Kupferstücke gab es nicht mehr; mit vollen Backen aus einem Cigarrenendchen paffend, das er vom Straßenpflaster aufgelesen hatte. So ging die Fahrt durch die Stadt, vorüber an dem Denkmal von Erz, welches die dankbaren Bürger dieser Stadt einst, vor dreihundert Jahren, dem Sieger von Lepanto, dem Sohne Carl's V., Don Juan d'Austria, gesetzt haben — an Kirchen und Klöstern und Palästen vorüber, das Grau von Jahrhunderten mitten im Treiben des Tages, im Schmucke einer reichen Vegetation und unaufhörlich die lange Häusercolonne hinab, hier durch einen mittelalterlichen Thorbogen, dort durch eine

schmale Straßenöffnung, leuchtende Durchblicke auf den Hafen und das Meer.

Auch auf dem Schiffe war es jetzt Frühling geworden, oder nach unseren norddeutschen Begriffen Sommer: zwei prachtvolle Bouquets aus gelben, weißen und rothen Rosen, welche die Cajüte mit ihrem Duft erfüllten, prangten auf den Tischen, und unter den Früchten nach dem Diner erschien eine gehäuft volle Schüssel frischer Walderbeeren, welche noch fünf bis sechs Wochen später bei uns zu Hause eine fürstliche Verschwendung gewesen wäre. Der Präfect von Rom und seine Gemahlin hatten uns verlassen; dafür kam jetzt der italienische Generalconsul, Signor Cavaliere Augusto Bazzoni, und nicht lange nach ihm Se. Excellenz, der General Sir A. H. Smith, Gouverneur von Malta, an Bord der »Asia.«. Malta, welches bisher nur auf unserem fernsten Horizonte gleich einem Nebelbilde geschwankt hatte, wie wenn die Fahrt dahin niemals enden sollte, fing auf einmal an, eine Wirklichkeit für uns zu werden. Der britische Gouverneur nebst Gemahlin und Gefolge war in Palermo gewesen, um die dortige Ausstellung zu besichtigen. Der italienische Generalconsul war schweigsamer Natur. Wir hätten gern Einiges über die Verhältnisse Malta's, namentlich in commercieller Beziehung, erfahren. Der Signor Commandante sagte, der Handel beschränke sich wesentlich auf den Import fast aller Lebensmittel und Bedürfnisse der Insel, ausgeführt würden eigent-

lich nur Kartoffeln. Wir haben nachmals von diesen berühmten Malteser Kartoffeln an Ort und Stelle gegessen, fanden sie jedoch ihrem Rufe keineswegs ganz entsprechend.

Früh des andern Morgens, gegen sechs, waren wir auf der Rhede von Catania. Es war Sonntag. Das Glockengeläut klang zu uns herüber durch die milde Frühlingsluft; aber in einem schon ganz sommerlichen Dufte lag vor uns die Stadt, mit vielen Kuppeln, kleinen und großen, statt der Thürme. Links auf schwarzem Lavagestein der weiße Leuchtthurm, blendend in der Sonne; zur Rechten aufsteigend die Schneepyramide des Aetna, der, für die Seefahrer ein Zeichen, weithin gesehen wird bis nach Malta. Neben dem unseren lag noch ein größerer Florio-Rubbatino, mit dem in diesen Gewässern wohlbekannten weißen Streifen um den schwarzen Schornstein. Der Dampfer war auf der Heimfahrt aus dem schwarzen Meere und von Constantinopel. Zwei Araber, weißgekleidet und weißverhüllt, hager, mit bräunlichgrauen, dürren, schwermüthigen Gesichtern, stiegen zu zu uns herüber. Bis in den Hafen hinunter liegen über einander gewälzt die schwarzen Lavablöcke; jetzt plätschert die Fluth um sie herum, und auf ihnen ausgestreckt lagen nackte Knaben, die sich nach dem Bade hier sonnten. Wie cyklopische Mauern umgürten die schwarzen Felsmassen, die der Aetna herabgeschleudert, die Stadt, welche sich jetzt, lustig anzuschauen

und in Grün wie gebettet, auf den Trümmern jener erhebt, die durch den vulcanischen Ausbruch von 1669 und das Erdbeben von 1693 völlig zerstört ward.

Auch Catania sahen wir nur im Fluge, jedoch im hellen Mittagssonnenschein, unter einem wolkenlosen Himmel und in vollem Sonntagsgewühl — eine wunderhübsche Stadt, mit breiten Straßen und äußerst stattlichen, ganz modernen Häusern, mit brillanten Läden, deren geöffnete Schaufenster auch am Sonntage den Anblick belebten und verschönten — eine Stadt, zu der man sofort in ein Verhältniß tritt und zu der man es eigentlich schon hat, denn Catania ist die Stadt Bellini's. Diese Pietät, dieser Cultus der italienischen Städte für ihre berühmten Söhne hat etwas wahrhaft Rührendes, als ob sie — »memore di tanta fortuna,« eingedenk eines so großen Glückes, wie es am Standbilde Tasso's in Sorrent heißt — sich nicht genug thun könnten im Ausdruck ihrer Dankbarkeit und Freude. Schöner noch als das marmorne Denkmal Bellini's inmitten eines der ansehnlichsten Plätze der Stadt ist der neue, nach ihm benannte Park, Villa Bellini, vor der Stadt. Hier umgibt uns die südliche Vegetation dieses Landes in ihrer ganzen Ueppigkeit und Fülle. Man könnte von diesem Wundergarten mit Voltaire sagen, daß er uns unter Rosen ersticke. Rosen decken ihn zu, Rosen sind in unabsehbaren Hecken da, wachsen an den Mauern empor und schlingen sich um die Bäume, bis hoch hinauf in das Laub

der Wipfel. Niemals hab' ich Blumen in solchen Farben leuchten, noch das Grün so glänzen sehen; wir konnten uns an der Pracht nicht sättigen und entdeckten immer Neues. Was in unseren Ländern auf Frühling, Sommer und Herbst vertheilt ist, das wächst und blüht hier alles zusammen und durcheinander, und wie Vieles außerdem, was wir nur in Töpfen und im Treibhaus ziehen: Heliothrop in Büschen, Orangenblüthen, Cactus, Palmen, Pellargonien, Oleander, Akazien, Astern, stark duftender Buchsbaum, Cypressen, Levkoien, Platanen, Winden, blau, weiß und roth, lilla Glycinen, große gelbe Stiefmütterchen — ich nenne hier der Reihe nach, was mir im Vorübergehen, rechts und links, auffiel, und dazu das Meer ungezählter Blüthen, von welchen Baum und Strauch schimmerten! Die Höhe des Parkes ist mit den Marmorbüsten Derer geschmückt, deren Ruhm nicht über das Weichbild Catania's hinausgedrungen sein mag. Doch fehlt auch hier, neben Pacini, wiederum Bellini nicht. Wir besuchten dann noch die hochgelegene Klosterkirche der Benedictiner, verschoben aber die Besichtigung des unterirdischen griechischen Theaters bis zu einem zweiten Aufenthalt, was in diesem Falle wirklich ad calendas graecas bedeutete. Denn wir haben Catania nicht wiedergesehen, ob wir gleich noch zweimal daran vorüberfuhren. Um zwei Uhr Nachmittags setzten sich im Hafen drei der großen Schiffe zugleich in Bewegung: das eine nach Palermo, das

andre nach dem adriatischen, wir aber in das jonische Meer hinaus, welches, von einem frischeren Winde bewegt, wie jauchzend um unseren Kiel sprang.

Eine sonnige Fahrt, den ganzen Nachmittag durch, bis gegen Abend über dem weithin glänzenden Meer ein feiner blauer Höhenzug auftaucht, gegen welchen eine gezackte Linie von Häusern sich abzeichnet, tief beschattet von dieser Seite, hoch über dem Wasser. Bewegt, wie kaum zuvor, rufen wir: Syrakus. Es gibt Namen, die einen Zauber in sich tragen. Nichts als sie auszusprechen, ruft eine ganze Welt in uns wach. Seit wir Kinder waren und Schiller's »Bürgschaft« auswendig lernten, war uns dieser Name vertraut, und dennoch verbanden sich Vorstellungen mit ihm, wie von Etwas, das nur in Märchen und Gedichten war, irdischen Augen unsichtbar. Und das ist wirklich Syrakus!

Ein starker Wind weht hier oben, indem wir um die Landspitze fahren, auf welcher Syrakus liegt. Es öffnet sich der große Hafen und mit ihm ein wahrhaft wundervolles Bild: über den gelben Stadtmauern lagert am Hügel die Masse der weißen Häuser, würfelförmig, von hier aus gesehen, und mit flachen Dächern, die Kuppeln und Kreuze der alten Kirchen funkeln in der untergehenden Sonne, die Bäume blühen, das Grün und die Palmen von der Marina grüßen, und Alles ist wie getaucht in rosigen Abendschein.

Langsam kommt die Nacht, und nun auf einmal,

plötzlich, flammt ein andrer Schein auf — weiß, wie Mondenschein, aber penetranter; und die letzte der Ueberraschungen, zugleich unser letzter Blick war: Syrakus in elektrischem Licht! Wie nahe doch berührt sich das, was wir Zeit, und das, was wir Ewigkeit nennen! Träumenden gleich wandern wir zwischen dem Einen und dem Andern — und das ist unser Leben.

Die Nacht war kurz; als wir am Morgen, früh, bald nach fünf, an Deck kamen, lag unser Schiff schon im Hafen von Malta. Das Ziel war erreicht. Ringsum in weitem, fast geschlossenem Rund hochragendes Gemäuer, Felsen, Forts und die Stadt im Morgengrauen. Es ist wie der Blick in eine fremde Welt. Jetzt hier, jetzt dort beginnt die starre Masse sich zu beleben vom ersten Strahl der Sonne, die hinter den Felsen aufgeht und von ihnen noch verdeckt ist. Die Häuser in der Höhe fangen ihn auf, die Fenster spiegeln ihn wider. Golden lodert es empor, eins neben dem andern, bis die ganze Reihe schimmert; ein röthlicher Schein breitet sich, von oben herab schwebend, über das Gestein; Alles steht in vollem Licht, zum Empfange bereit, und königlich, in Purpur gehüllt, tritt das Gestirn des Tages die letzte Stufe hinan. Einen Augenblick ruht der glühende Ball auf der dunkelblauen Kuppe. Die beiden Araber, dem Aufgang zugewandt und von seiner Helligkeit fast geblendet, senken das Haupt und die beiden Arme gekreuzt über der Brust, neigen sie sich im Gebet vor

Dem, der in der Sprache der Malteser Allah heißt, wie in der ihren. »Gottes ist der Orient!«

Wie von einer Vision des Morgenlandes war dieser Moment erfüllt, und sie wurde nicht dadurch gestört, daß der britische Sanitätsbeamte nun an Bord kam, um die lange Liste der Passagiere zu verlesen und jeden Einzelnen in Augenschein zu nehmen. Denn der Union-Jack und das Rule Britannia sind mit der östlichen Welt untrennbar verbunden, und bei dem ersten Schritt auf ihre Schwelle wird man vor Allem ergriffen werden von der Gewalt und Größe des Inselkönigreichs, die der Fremde hier vielleicht noch stärker empfindet, als auf englischem Boden selbst.

Indessen hatten sich um unser Schiff die kleinen Böte gelagert, welche die Reisenden ans Land bringen wollten. Fremdartige Gesichter blickten, fremdartige Laute drangen zu uns herauf. Aber wie lebhaft auch die Gesticulationen und wie laut die Stimmen, man hatte doch das Gefühl der Sicherheit, das bei der Ankunft in den süditalienischen Häfen so selten Stand hält. Mitten im Gewühl der Landungsbrücke stand der britische Zollbeamte, dem gleich, den wir im Custom-House des Londoner Hafens sehen, in dunkelblauem Rock mit Messingknöpfen, auf dem Kragen eingestickt die Krone und Anfangsbuchstaben der Victoria Regina.

Der Nachen lag bereit; ein Abgesandter des »Imperial-Hôtel,« der, wie sich später herausstellte, zugleich auch dessen Oberkellner, Factotum und Director

war, weil er etwas — nicht viel — englisch sprach, bahnte den Weg; mit herzlichem Dank für die fünf Tage, die wir unter seinem Schutze so herrlich gelebt, nahmen wir Abschied vom Signor Commandante und verließen das gute Schiff »Asia« mit der etwas bänglichen Empfindung, die man immer haben wird, wenn man in ein Land und zu Menschen kommt, zu denen uns bisher jede Beziehung gefehlt. Fast hätten wir den jungen Genuesen beneidet, der heut Abend noch mit dem Schiffe die Rückfahrt antreten wollte.

II. Malta.

Mit dem erwachenden Leben des Tages betraten wir den Boden von Malta, beim Custom-House. Mitten unter dieser schreienden, heftig gesticulirenden und einen arabischen Dialekt redenden Bevölkerung fühlte der Europäer es wie eine Wohlthat, sich unter britischem Schutze zu wissen. Ich sage: der Europäer; denn fremdartig, morgenländisch muthet den landenden Fremdling hier Alles an. Man sucht sich in den beiden Sprachen, italienisch und englisch, zu verständigen, aber in beiden gelingt es unvollkommen. Man kann im Verkehr nur englisches Geld ausgeben, und das englische Wort, das einzige, welches auch der geringste Malteser kennt und mit Virtuosität gebraucht, ist »Schillino« (für Schilling). Man hört es bis zum Ueberdruß.

In einem seltsamen, mit Leinwanddach bedeckten Wagen fuhren wir zuerst durch einen langen, dunklen, überwölbten Gang, der nach seinem Erbauer, dem Großmeister Laskaris, genannt ist (1636—1657). Sogleich beim Eintritt in die Stadt begeben wir uns in den Bann dieser Ordensritter, deren Herrschaft, wiewohl sie nicht viel länger als zwei Jahrhunderte

gedauert und seit einem Jahrhundert zu Ende gegangen ist, dennoch dem gegenwärtigen Malta sein fortificatorisches und architektonisches Gepräge gegeben hat. Sie haben La Valletta gebaut, und ihre Paläste, die sich noch heut in der ganzen, etwas überladenen Pracht des Uebergangs von der Renaissance zum Barockstyl in den Hauptstraßen und an den öffentlichen Plätzen erheben, machen den eigentlich dominirenden und charakteristischen Zug der Stadt aus. Wenngleich die Geschichte der Insel und die historischen Spuren auf ihr weit zurückreichen in eine Zeit, die man sich noch vor der des Homer zu denken hat, so gemahnt doch in La Valletta oder dessen unmittelbarer Umgebung nichts daran. Es ist durchaus eine Siebzehnte-Jahrhundertstadt; aber eine, deren äußeres Ansehen in dem seltsamsten Gegensatze zu den Einwohnern steht. Man könnte sich in gewissen Theilen von La Valletta nach einer unserer geistlichen oder bischöflichen Städte, z. B. Würzburg oder Bamberg versetzt glauben, wenn nicht beim ersten Anblick sofort uns die Menschen frappirten, als gänzlich verschieden von allen, die wir zuvor gesehen.

Wir kamen, nachdem wir das Thor des Laskaris passirt hatten, in eine noch ziemlich stille Straße. Quer über den Weg schritt eine Frauengestalt, gehüllt in einen langen und weiten schwarzen Seidenmantel, dessen oberes, durch einen Reifen ausgespanntes Stück gleich einem Schutzdach über den Kopf gezogen war, während

das schleierartig herabwallende Ende sich in schweren Falten um den linken Arm wand und die rechte Hand es über der Brust zusammenhielt. Wir meinten, in dieser ernsten Erscheinung, von der nichts unbedeckt war als das niedergebeugte Gesicht, die Angehörige irgend eines weiblichen Ordens vor uns zu sehen; bis nicht lange darauf bald hier, bald dort eine zweite, eine dritte hervorkam und endlich in den belebteren Straßen ganze Gruppen von ihnen plaudernd zusammenstanden, oder Einzelne, in großer Zahl, rechts und links, gravitätisch dahin gingen. Als wir unseren Kutscher, so gut es gehen wollte, fragten: ob denn alle diese wirklich Nonnen seien, versetzte derselbe, wiederum so gut er vermochte: sie seien, wie die Malteserinnen alle sind. Das, was wir für ein geistliches Habit gehalten, ist in der That die hier allgemein übliche Frauentracht, und zwar ohne jeden Unterschied des Standes; und daß diese Gleichförmigkeit von Schwarz, und immer und überall in genau derselben Weise gestaltet, nicht eben dazu beiträgt, den Anblick der Straßen zu beleben, kann man sich denken. Im Gegentheil, sie gibt ihnen, bis man sich einigermaßen daran gewöhnt hat, etwas Düsteres, fast Mysteriöses, zumal diese Vermummten durch Grazie sich keineswegs auszeichnen. Aus der weiten Kapuze schaut gewöhnlich ein ziemlich plumpes, wenig reizvolles Gesicht, in dem nichts auffällt als ein paar funkelnder Augen mit scharfem, durchdringenden Blick. Italienisch heißt dieses Kleidungsstück

eine »faldetta«; der Kutscher nannte sie, soviel ich verstand, »Anieuel«; in dem immer noch recht brauchbaren und zuverlässigen, wenn auch in manchen Dingen etwas antiquirirten »Guide to Malta and Gozo« von G. Percy Badger (Malta, 1881) wird sie »Onnella« genannt, und in dem »Nuova Guida alla conversazione italiana, inglese e maltese« (Malta, 1885) »Ghonella«. So hatten wir, auf der Schwelle schon, einen Vorgeschmack der Schwierigkeiten, welche sich hier, mehr als irgendwo, der Verständigung und Information entgegensetzen, ja sie nicht selten ganz unmöglich machen.

Unter einem glorreichen Frühlingshimmel, der sich uns zu Häupten wie ein dunkelblaues Zelt ausspannte, hielten wir unseren Einzug in La Valletta, die Haupt- und Residenzstadt der Insel Malta; die Häuserfirsten waren von der Morgensonne vergoldet, und eine kühle Brise wehte vom Meere herauf. Und dennoch konnten wir, ich weiß nicht warum, ein gewisses Unbehagen nicht bemeistern. Ich bin naiv genug, diese Schwäche dem völlig Neuen, Unbekannten gegenüber einzugestehen. Durch die Jahrtausende konnte der Geist schweifen, durch alle Cultur und alle Barbarei der Völker, und immer, auf eine gewisse Weise, war dies Eiland da, gleichsam das Mittelglied zwischen beiden, einsam, mitten im Meer, hier Europa zugewendet und Afrika dort — unselbständig vom ersten Auftauchen an und doch an allen Hauptactionen der heidnischen wie der christlichen

Welt betheiligt, immer die Beherrscher wechselnd, immer leidend, niemals handelnd — ein Schauplatz der ungeheuersten Begebenheiten, ein Lieblingsort der Dichtung und der Legende, dem Auge reizlos, der Phantasie bestrickend, dürftig und doch vielbegehrt, ein dürrer Felsen und dennoch »il fior del mondo« genannt, die Blume der Welt, — ein Räthsel, immer und heute noch. Wie die verschleierten Frauen scheint Alles hier ein Geheimniß zu bergen, aber eines, das, wenn man ihm ins Antlitz sieht, nicht so sehr anzieht, als vielmehr, auf den ersten Blick, abstößt durch jene Fremdartigkeit, zu der es für uns keine Brücke gibt. Man wird sogleich beim Eintritt des klaffenden Risses inne, der hier die beiden Erdhälften durchschneidet, deren Bewohner sich nie vollkommen amalgamiren werden: ein gewisser passiver Zug, der aber allen Einwirkungen von Außen eine dauernde Beharrlichkeit entgegensetzt, drückt sich schon in ihren Gesichtern aus, und wie des Maltesers ganzes Aussehen und Gebahren etwas Außereuropäisches hat, so hält er mit Zähigkeit an der fremden Sprache fest. Alle Lagen und Schichten antiker wie moderner Cultur, die sich hier aufgehäuft, haben daran nichts geändert; sie zerbröckelten, indem sie sich nach einander ablösten, und ließen kaum Ruinen zurück. In die Paläste der Ordensritter sind die britischen Beamten und Soldaten eingezogen. Sie beherrschen die Forts, aber über das Innere dieser Menschen haben sie keinerlei Gewalt. Eine Regierung, und sicherlich keine schlechte, von fast

hundert Jahren hat nicht hingereicht, ihnen die Bildung, ja nur die Sprache der Engländer, um einen Schritt näher zu bringen. Die Malteser dulden das britische Regiment, wie sie während des Verlaufs von drei Jahrtausenden die Herrschaft von vierzehn verschiedenen fremden Mächten geduldet haben; aber ein inneres Verhältniß besteht nicht, jetzt vielleicht noch weniger, als in den Tagen der Griechen und Römer, für welche doch eine Art Nachbargefühl bestanden haben mag, oder in der Zeit des Malteserordens, welcher der Insel wenn auch nur den Schein der Selbständigkeit und eigenen Regierung gab. Jetzt, wo die Malteser an allen Institutionen des britischen Reiches theilnehmen, und unter seinem Schutz, ist ihre Lage gesicherter und ohne Frage günstiger, als sie je gewesen; und, vor die Wahl gestellt, würden sie wahrscheinlich nicht zu sagen wissen, was sie sich sonst wünschen sollten. Denn von irgend einer, am wenigsten aber politischen Hinneigung zu Italien, das ihnen geographisch doch am nächsten steht, und, so weit die bessere Klasse der Bevölkerung in Betracht kommt, auch durch den Handel und die Sprache, kann keine Rede sein; eher möchte man das Gegentheil behaupten, wiewohl es an sich kaum natürlich erscheint. Mit diesen Factoren rechnen die gegenwärtigen Machthaber; sie thun, so weit ein Fremder es zu beurtheilen vermag, in vollem Maß ihre Schuldigkeit gegen diese Colonie, die Hauptsache für sie jedoch ist und bleibt der Besitz der Insel, deren, als eines noth-

wendigen Stützpunktes ihrer Herrschaft im Mittelmeer und ihrer Weltherrschaft überhaupt, sie nicht entbehren können. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch der Einfluß der Engländer nur auf der Oberfläche wirkt, und unter dem dünnen Firniß immer wieder die Masse der Malteser sichtbar wird, wie sie vor Jahrhunderten und, ihren charakteristischen Eigenschaften nach, wohl vor Jahrtausenden schon gewesen sein mögen.

Ein solches Empfinden, das bei der ersten Berührung doch nur spontan sein kann, wäre schwer zu erklären, wenn es nicht durch den Eindruck der ganzen Umgebung unterstützt würde. Wie sehr verschieden von der sicilischen Küste, die wir gestern gestreift hatten, muthete hier uns Alles an! Wo waren die heiteren, beweglichen Straßenfiguren von Messina, die zerlumpten Jungen selbst, denen man eine gewisse Sympathie nicht versagen konnte, deren Humor fast noch größer war als ihr Elend? Zerlumpte gab es auch hier, und genug davon; aber man hätte der Sphynx eher zulächeln mögen als ihnen. Und welch' ein Gegensatz, die Blüthenpracht von Catania gestern und heute dies steinerne Eiland, wo wir bis jetzt kaum etwas Grünes gesehen hatten. Ich begriff — und theilte bis zu einem gewissen Grade sogar — die Stimmung meiner beiden Reisegefährtinnen, als sie mit einem leisen Seufzer ausriefen: »Wären wir an Bord der Asia geblieben!« Allein dergleichen Anwandlungen muß man überwinden,

wenn man unterwegs, und überhaupt im Leben, Etwas lernen will.

Wir fuhren eine steile Straße hinab, die Strada Sta. Lucia, deren Ende sich senkrecht ins Meer zu stürzen schien, und hielten vor dem »Imperial Hôtel,« dessen Eigenthümer Ellul hieß, wie im hebräischen Kalender der Monat, der unserem August-September entspricht. Hier hatten wir wieder die drei Sprachen: italienisch die Straße, das Hôtel englisch und arabisch der Wirth, der uns denn auch seinerseits in allen drei Sprachen empfing und in allen dreien ungefähr gleich verständlich war. Ein ziemlich umfangreiches Gebäude, doch von der wunderlichsten Construction und in einer Art beständiger Dämmerung; merkwürdige Galerien umgaben die Treppen, — wenn man auf der einen Seite hinangestiegen war, mußte man auf der anderen wieder herabsteigen, um zu den Zimmern zu gelangen. Mächtige Himmelbetten, breit genug, um eine Familie zu beherbergen, standen darin, ein unbeweglicher Tisch, an dem ein Haushalt Platz hätte nehmen können, und Sessel von urweltlichen Formen. Wenn man sie berührte, flog Staub auf, als wären sie seit hundert Jahren nicht ausgeklopft worden. Eine gelbliche Gardine schloß das bis an den Boden reichende Fenster Noch ehe wir es geöffnet, um die dumpfe Luft hinaus- und die frische hereinzulassen, schmetterte fröhliche Militärmusik von unten herauf, das Herz der Berliner erquickend, und im Scheine der Morgensonne sahen wir

einen Trupp englischer Rothröcke durch die Strada Reale vorbeimarschiren, mit blinkendem Gewehr, die Helme mit weißen Leinwandblenden, wie die Soldaten im Osten sie tragen. Unten, am Ende der Straße, so weit der Blick reichte, schimmerte das blaue Meer — Britannia's unermeßliches Gebiet, das dieses Häuflein Menschen regiert — und wie sie dahinzog, schien mit dem Hörnerklang und Tactschritt der Colonne der Vers ihres Dichters sich zu mischen:

Her march is over the mountain-waves,
Her home is on the deep.

Die vornehmste Straße von La Valletta, die Straße der Regierungsgebäude, des Luxus, der Läden, Clubs und Casinos, ist di Strada Reale; die Straße der Post und des Marktverkehrs ist die Strada Mercanti, die Kaufmanns- und eigentliche Geschäftsstraße. Seltsam gehen die Benennungen der Straßenschilder durcheinander, neben italienischen und englischen liest man plötzlich: Ghan Illembi, It-locci, Ghan Id-dud. Sonst ist das Straßensystem ein höchst übersichtliches: acht Straßen laufen der Länge nach, und elf kürzere schneiden sie, so daß der Plan der Stadt aus lauter kleinen, regelmäßigen Vierecken zu bestehen scheint, wie ein Schachbrett. Man sieht, daß sie gemacht und nicht geworden ist.

Manches mag im Innern von La Valletta den Reisenden an die Städte Süditaliens erinnern; der Himmel und die Sonne sind dieselben. Aber das

Bild ist doch ein anderes. Die Paläste des Ordens, in ihrer schweren, antiquirten Pracht, geben der Stadt etwas Feierliches, und der geheimnißvolle Zug, der beim ersten Anblick Malta's überrascht, kehrt in der Bauart seiner Häuser wieder. Wie jedes weibliche Wesen sich in die Gonella hüllt, so scheint jedes Haus wie versteckt hinter jener eigenthümlichen Galerie, welche, von Fensterwänden umschlossen, seine Front entlang läuft, dem einzelnen angepaßt, schmaler oder breiter, einfach bei dem geringeren, künstlerisch ausgestaltet und mit Sculpturen bei dem vornehmeren, oft zwei, drei dieser Vorbauten neben- oder übereinander, je nach der Zahl der Wohnungen und der Höhe der Stockwerke. Sie sind dem Malteser, was dem Südländer und Orientalen sonst das flache Dach ist; aber ohne jeglichen Schmuck von Grün oder Blume. Der lapidare Charakter der Insel ist auch der Stadt aufgeprägt, die sich in mannigfachen Formationen und sogar in der Farbe dem lebendigen Felsen anschließt, aus dessen Gestein sie gebaut ist — sie zeigt diesen frappanten Ausdruck, der Jedem als etwas ganz Besonderes und Apartes auffallen muß, von welcher Seite man sie betrachtet — in den Durchblicken der Straßen, die schroff vom Meere heraufsteigen oder sich zu ihm hinabsenken, in den Straßen selbst und dem steinernen Zierrath, der aus ihren Linien mannigfaltig hervortritt, den Rittern an den Palästen und den Heiligen an den Kirchen. Und darunter nun bewegt sich eine

Population, die nicht bunter gedacht werden kann: Mohren und Weiße, Hindus, Araber, katholische Priester, Mönche, geistliche Seminaristen, englische Soldaten und die Malteser selbst, die merkwürdigsten von allen. Zu welcher Rasse soll man sie rechnen, zu welcher Volks- und Sprachengemeinschaft? Sie sind von einer gebräunten Farbe des Gesichts und haben Etwas in ihren Bewegungen, namentlich der Hände, was gänzlich abweichend von den Gesticulationen der Italiener, vielmehr der Weise der Orientalen sich nähert. Auch in allem übrigen Betracht unterscheiden sie sich so sehr von den anderen Bevölkerungen des europäischen Südens, daß Virchow (in einer Rede vor der Naturforscherversammlung in Straßburg, 1885) einen semitischen Ursprung der Malteser oder wenigstens eine vorwiegend starke Beimischung semitischen Blutes annimmt und auf die früheste Colonisation Malta's, durch die Phöniker, zurückführt. Damit zugleich wäre das Problem ihrer Sprache gelöst: daß sie nämlich von allen nur diejenige der Araber sich angeeignet oder beibehalten haben, deren Herrschaft nicht halb so lange gedauert, als die vorangehende der Römer, und nicht länger als die viel später folgende der Ordensritter.

So weit die geschichtliche Kunde reicht und durch das Zeugniß von Münzen und Inschriften bestätigt wird, hat man auf Malta niemals etwas Anderes als eine semitische Sprache gesprochen: den Phönikern folgten, nach der Zwischenherrschaft der Griechen, die

Karthager, und noch zur Zeit der Römer war die Vulgärsprache der Insel die punische[1]). Vandalen, Gothen und Byzantiner nahmen sie dann in Besitz, bis ihr die Araber eine neue Cultur und ihre Sprache brachten. Daß mit dem Ende der Araberherrschaft wohl allmälig ihre Cultur, aber nicht mehr ihre Sprache verschwand, erklärt sich, neben allen inneren Gründen, auch daraus, daß nach der sicilisch-normannischen Eroberung (1090) der mildgesinnte Roger, der in Wahrheit schon »König von Sicilien und Malta« war, obgleich erst sein Sohn als solcher gekrönt ward, zahlreiche Araber auf der Insel beließ, die sich theilweise zum Christenthum bekehrten und, da sie keinen Halt mehr an dem eigenen Volke fanden, mit den Eingeborenen vermischten.

Daß Malta sich unter den Arabern eines nicht minder blühenden Zustandes erfreute, als zu gleicher Zeit Sicilien, steht geschichtlich fest; um so merkwürdiger, daß, außer dem lebendigen Zeugniß ihrer Sprache, keine Spur von ihnen auf der Insel mehr vorhanden, daß von all' ihren Bauten nichts übrig geblieben ist, als ein Grabstein mit der charakteristischen Verzierung in Hufeisenform und altarabischer, kufischer Inschrift[2]). Diese besagt, daß der Stein, der, nach christlicher Zeit-

---

[1]) Renan, Saint Paul, S. 558.

[2]) In der Bibliothek von La Valletta. Vergl. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Bd. II, S. 279.

rechnung, aus dem Jahre 1191 stammt, »das Grab Maimuna's, der Tochter Hassan's« bedeckte. »Sie starb — Gott sei ihr barmherzig! — am Dienstag, dem sechzehnten des Monats Schaban, im Jahre 569, bekennend, daß nur Ein Gott ist, der keine Gefährten hat.« Dem späten Leser sagt die Tochter Hassan's, daß der Tod aus einem Palaste sie vertrieben, daß weder ihr Prachtsaal noch ihre Kostbarkeiten sie vor ihm schützen konnten. Dies alles ist dahin, wie die Todte selbst; aber ihre Sprache wird heute noch auf Malta gesprochen!

Es ist kein reines Arabisch, versteht sich, da die maltesische Sprache Jahrhunderte lang aufgehört hatte, Schriftsprache zu sein, und jetzt, wo man sie als solche wieder in Anwendung bringt, nicht einmal mit arabischen, sondern mit lateinischen Buchstaben geschrieben wird. Immerhin ist die Verwandtschaft in allem Wesentlichen noch so bedeutend, daß die Malteser in ihrer Sprache mit den arabisch redenden Völkern des Ostens und Südens ohne Weiteres sich verständigen. Ein maltesischer Buchhändler, Herr Aquilina, dem ich von einem Collegen aus Neapel empfohlen worden war, und der sich sehr freundlich meiner annahm, gab mir nebst einem maltesischen Katechismus einige maltesische Schul- und Wörterbücher, aus denen ich, wenn nicht die maltesische Sprache, doch Manches lernte, was mir in Bezug auf dieselbe merkwürdig erschien. Auch sonst ertheilte mir Herr Aquilina bereitwilligst Auskunft über

alles Wissenswerthe, — so weit er im Stande war; denn selbst er, ein intelligenter und gebildeter alter Herr, las und schrieb zwar, doch sprach er nur unvollkommen Italienisch, und Englisch gar nicht.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Grundstock der Sprache der Malteser arabischer Provenienz sei, so weit nämlich der Horizont der Araber überhaupt gereicht hat oder noch reicht: daß Alles jedoch, was specifisch christlich ist oder moderne Dinge bezeichnet, dem Italienischen entlehnt ist. Gott z. B. — wie schon früher bemerkt — heißt Alla, die Trinität aber Il-Trinità, der heilige Geist li Spiritu Santu; der Vater hingegen wieder Il Missier, der Sohn L'Iben (das arabische ib'n, stammverwandt das hebräische ben) und der Ausdruck für die zehn Gebote (Comandimenti di Dio) lautet halb italienisch, halb arabisch: il cmandamenti t'Alla. Die Monatsnamen, die dem christlichen Kalender angehören, sind italienisch, die der Tage jedoch arabisch. Christen gab es natürlich vor der Invasion der Araber: sie nennen sich auf Malta heute noch Nisrani und die Kirche heißt cnisia (knesija, auch knisia, hebräisch das Gotteshaus). Von irgend einer Einmischung des Englischen ist, trotz des langen Verkehrs und täglichen Umgangs, auch nicht die geringste Spur zu bemerken, es müßte denn ganz vereinzelt in der Liste der Speisen und Getränke sein, wo z. B. Ale mit Eil und Beef-steak mit Bifsticck recipirt worden sind. Aber selbst im Militär- und Marinewesen dominiren, wo die specifisch arabischen Ausdrücke fehlen, ita-

lienische Lehnwörter mit Ausschluß des Englischen, welches nur in den Bezeichnungen der Fortificationswerke, der Leuchtthürme, der Hafenanlagen und sonstigen strategisch wichtigen Punkten der Küste hier und da zu Tage tritt, neben manchem französischen Rest übrigens aus der Zeit der Ordensherrschaft, wie z. B. Porte des Bombes, oder in sonderbarer Mischung bei der Benennung der Bastionen St. John's und St. James's Cavalier. Sonst sind die maltesischen Ortsnamen, soweit sie nicht auf Gründungen der Ordenszeit zurückzuführen, ganz und gar arabischer Herkunft, was zum überwiegenden Theil auch von den Familiennamen gilt. Es ist, als ob man hier nur die verschiedenen Clans eines Stammes vor sich habe, so gering verhältnißmäßig ist die Zahl solcher Eigennamen, und so groß die der Familien, die sie führen[1]; z. B. Attard (23), Borg (35), Busuttil (15), Ellul (14), Gatt (16), Micallef (22), Miffud (12), Muscat (16), Sammut (21), Sultana (4), Xerry (5), Xurreb (8), Zammit (29). Auch unter dem Adel Malta's, der, zum Theil von hohem Alter und durch die Großmeister bestätigt, den Titel »illustrissimo e nobile« hat, finden sich viele dieser semitischen Namen, z. B. die Baronin Diar-el-Bniet e Bucana (creirt 1372) und Ghariexem e Tabia (1638), das Marquisat Gnien-is-Sultan, u. s. w.

[1]) Ich citire hier, und weiterhin, nach dem officiellen Handbuch: »Guida generale di Malta e Gozo, per l'anno 1892.« Malta, Tipografia Industriale, di G. Muscat.

Englisch ist auf Malta nur die Sprache der Regierung in ihren amtlichen Erlassen und Gesetzespromulgationen, dagegen die Sprache der Gerichte, des Handels und der Gesellschaft italienisch ist. Aber in den Häusern selbst der besseren und vornehmeren Familien wird allgemein noch das Maltesische gesprochen: es ist die Sprache der Kinder, der Dienstboten, und das niedere Volk, die weitaus größte Masse der Bewohner, kennt überhaupt keine andere. Maltesisch ist die Sprache der Predigt, des Gottesdienstes, des ersten Unterrichts; sie wird als die »Landessprache« (vernacolo) betrachtet. Es ist auch irrig, anzunehmen, daß es eine maltesische Literatur nicht gebe. Wochen- und Monatsschriften erscheinen in dieser Sprache, Volkslieder- und Sprichwörtersammlungen fehlen nicht, und selbst maltesische Dramen werden gedichtet, und deren Anzahl muß nicht gering sein, da nicht nur in den kleineren Theatern Aufführungen dieser Art häufig vorkommen, sondern von einer Liebhabergesellschaft (La Società Filodrammatica Maltese) regelmäßig an jedem Sonntag auf dem zweiten Theater von La Valletta, »Teatro Manoel,« veranstaltet werden. Auch während unserer Anwesenheit fand eine solche »Recita straordinaria in vernacolo« statt, und gegeben ward »Zimina, eine Originalcomödie des vortrefflichen maltesischen ‚buffo‘, Signor Carmelo Camilleri,« wie es in der Ankündigung hieß.

Dennoch begreift man, daß eine Sprache von so

beschränkter Sphäre kein eigentliches Bildungsmittel sein kann, um so weniger als sie von der ursprünglichen Muttersprache längst mundartlich abgezweigt und ohne jeden Zusammenhang mit ihr durch Aufnahme fremder Bestandtheile gänzlich corrumpirt ist. Zwar wird auf dem Lyceum von La Valletta das Arabische gelehrt; aber irgend welchen Einfluß auf die Vulgärsprache wird dies nicht ausüben, weder in Wort noch in Schrift. Die Lectüre der Gebildeten ist italienisch, sowohl Zeitungen als Bücher; aber isolirt mitten in der europäischen Cultur und Civilisation steht das Volk: ihm fehlt jede Vorbedingung des intellectuellen und darum auch des materiellen Fortschrittes — versiegt sind die Quellen des Verständnisses, abgerissen die Bande, die mit einem größeren Ganzen es vereinten. Die drei maltesischen Inseln, das für sein Gedeihen nur allzu dicht bevölkerte Malta selbst, das kleinere, wenn auch etwas fruchtbarere Gozo und das unbewohnbare Comino, sind seine Welt, in welcher unter solchen Umständen eine Weiterentwicklung kaum zu hoffen ist. Diese Menschen leben ganz der Vergangenheit zugewandt, an ihr hängen sie mit einer Zähigkeit, die wie Trägheit erscheint, in der That aber nur eine des Geistes ist. Denn von Natur sind sie fleißig, gewissenhaft, genügsam; trotzdem kommen sie nicht vorwärts, weder auf der heimischen Scholle noch als Emigranten in den gegenüberliegenden Hafenstädten der afrikanischen Küste, wiewohl sie auch hier ihre Concurrenten aus

Spanien und Italien, wenn nicht an Körperkraft, so doch an Ausdauer und der echt semitischen Fähigkeit für harte Arbeit übertreffen[1]). Es fehlt ihnen die geistige Beweglichkeit. Sie sind von einer erstaunlichen Unwissenheit und auch mit den triftigsten Vernunftgründen nicht vom Flecke zu bringen.

Es muß anerkannt werden, wie viel, namentlich in jüngster Zeit, die britische Regierung zur Hebung des Volksunterrichts durch die Vermehrung der Primärschulen gethan hat. Kaum eine der zahlreichen Dorfschaften, in welchen, neben der meist sehr prächtigen Kirche, der Reisende nicht mit Vergnügen ein stattliches neues Gebäude wahrnähme mit der prangenden Inschrift: »Government Infant School.« Wiewohl diese Benennung mit dem, was in dem Schulhause selbst gesprochen, verstanden und gelehrt wird, in einem seltsamen Widerspruche steht, so ist es doch hier, wie überall, die Sache, auf die es ankommt. Es gibt gegenwärtig zweiunddreißig solcher Primärschulen auf Malta, mit einem Personal von siebzig Lehrern und Lehrerinnen, welches einen Inspector in La Valletta hat und unter dem Director des öffentlichen Unterrichts steht. Das Gehalt für die Volksschullehrer bewegt sich in den Stufen von 1000—1600 Mark (£ 50—80) auf dem

---

[1]) In Tunesien z. B. wird, seit der französischen Occupation, alle Hand- und Landwirthschaftsarbeit vorzugsweise von Maltesern besorgt. Vgl. Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXIII, S. 393: »Französische Colonialpolitik sonst und jetzt.«

Land und bis zu 2000 Mark (£ 100) in den Städten, für die Lehrerinnen zwischen 900 (£ 45) und 1400 Mark (£ 70). Nur eine Hauptlehrerin in La Valletta (Maestra Principale della Scuola Secondaria) bezieht gleichfalls 2000 Mark.

Aber wie gut organisirt und reichlich ausgestattet immer, kann der Lehrapparat doch nur höchst schwerfällig arbeiten. Um überhaupt unterrichtet zu werden, müssen die armen Kinder zuerst italienisch lernen, eine ihnen gänzlich fremde Sprache; so daß die Schulsprache schließlich eine ganz andere ist, als die des Elternhauses und der Kirche. Was unter diesen Umständen dabei herauskommt, läßt sich denken. Das Italienische bleibt so wenig haften, als das, was darin gelehrt wird. Möglich, wie es ja höchst wünschenswerth ist, daß auch hier Zeit, Gewöhnung und unablässiger Eifer zum Besseren führen. Dermalen aber, ich muß es sagen, ist mir, außer im Posen'schen etwa, noch keine stupidere Bevölkerung vorgekommen, als hier in Malta. Auch an Irland könnte man erinnert werden. Aber wie viel liebenswürdiger doch in all' ihrem Elende, wie viel sympathischer und hübscher sogar sind die geistig regsamen Kelten, deren poetischen Fonds, drolligen Humor und eigenthümlich anziehenden Typus der Druck von Jahrhunderten nicht auszulöschen vermochte und deren ganze Vivacität sogleich wieder emporschnellt, wo man ihr nur ein bißchen Luft und Licht gewährt. Die Malteser haben wenig hiervon. Es sind unfreundliche

Menschen. »Sono bestie, animali, brutali,« sagte, sich immer steigernd, mein Barbier, ein junger Mann aus Syrakus, der allerdings unter ihnen wie ein Wesen feinerer Art erschien. In der That, die niedere Volksklasse hat etwas Rohes und Uncivilisirtes im Gesichtsausdrucke, das noch unterstützt wird durch das Colorit, tiefbraun bis schwärzlich, wobei dann freilich schwer zu sagen wäre, was Schmutz ist und was angeborene Farbe. Nur unter den Kindern erblickt man hier und dort ein anmuthiges Gesichtchen; sobald aber die Misere des Lebens auf sie drückt, tritt das Grobe der Züge heraus. Kaum einen schönen Mann und sicher kein schönes Weib hab' ich auf Malta gesehen. Es ist, als ob es gar keine Mädchen hier gebe; nur Kinder und alte Frauen, die häßlichsten von Allen. Daß alles dies nur von den unteren Schichten gesagt ist, als unterschieden von der höheren Gesellschaftsordnung, die mit europäischer Bildung auch ein homogeneres Aeußere verbindet, bedarf nicht der wiederholten Erwähnung. Aber nirgends, nicht vorher in Süditalien und selbst später in Sicilien nicht, erschien mir der Abstand von Reich und Arm, von Vornehm und Gering krasser, als ob gar kein natürlicher Zusammenhang zwischen ihnen wäre, gar keine Verwandtschaft des Blutes. Meine Beobachtungen erstrecken sich, wie das nicht anders sein kann, allerdings nur auf das äußerliche Verhalten. Denn daß grade hier in den oberen Klassen große Mildthätigkeit herrscht und für das Wohl ihrer wenig be-

günstigten Volksgenossen mannigfachste Stiftungen und Vereine sorgen, an deren Spitze die vornehmsten Namen stehen, erhellt schon aus den Verzeichnissen und statistischen Angaben des bereits erwähnten officiellen Handbuchs[1]). Daß die meisten dieser Institutionen, oder alle vielleicht, einen streng religiösen, katholischen Charakter haben, vermag ihnen von ihrem Werthe, ihren Stiftern und Erhaltern nichts von ihrem Verdienste zu nehmen.

Trotz des überaus lebhaften Seeverkehrs scheinen Fremde wenig hierher zu kommen, außer in Geschäften oder zu vorübergehendem Aufenthalte, von einem Schiffe zum anderen. Für Reisende, welche die Insel nur besuchen, um sie kennen zu lernen, fehlt es sehr an den sonst üblichen Mitteln der Information. Die Reisehandbücher beschränken sich auf die nothdürftigsten Notizen, und eine für diesen Zweck berechnete Literatur ist so gut wie nicht vorhanden. Man darf sich billig wundern, wie wenig über Malta geschrieben worden. Von neueren deutschen Publicationen ist mir nur ein recht guter, wenngleich nicht erschöpfender Aufsatz von Hans Prutz (»Die Insel Malta«, in »Unsere Zeit«, 1883, III., S. 336—361) und ein recht schlechtes Buch von A. Winterberg (»Malta, Geschichte und Gegenwart«, Wien, 1879) bekannt. Auch das dem Fremden zugängliche Material an Karten und Plänen ist ungenügend, und selbst die polizeilich licenziirten und tari-

---

[1]) Guida generale, 1892, S. 232—236; S. 247—249.

firten Führer (guide autorizzate) wissen über die nächstliegenden Dinge, die bemerkenswerthen Gebäude — wenn es nicht solche sind, die man auch ohne Führung finden würde — so wenig Bescheid zu geben, daß man schließlich auf den Zufall oder auf den guten Willen und die höhere Intelligenz irgend eines Begegnenden angewiesen ist. Viel mag, wie gesagt, an der Schwierigkeit liegen, sich mit diesen Leuten zu verständigen; mehr aber noch wird ihre Unkenntniß der eigenen Stadt und Umgebung (denn mit unseren Kutschern auf dem Lande ging es uns nicht besser) aus ihrer Ignoranz sich erklären lassen, sobald man einen Schritt über ihren engen und hergebrachten Vorstellungskreis hinaustreten will.

Eine große Plage ferner -- größer fast, als in irgend einer italienischen Stadt — ist die Bettelei. Man kann sich der Lästigen, welche den Reisenden oft streckenweit und, wenn man ihnen nicht willfährt, wohl gar mit Scheltworten verfolgen, zuletzt kaum noch erwehren und fragt sich, warum die britische Regierung nichts thut, dem Unwesen zu steuern. Freilich hieße das, zunächst der Armuth steuern und der Bevölkerung mehr Activität und Fähigkeit für den geregelten Erwerb einflößen, als diese nach dem übereinstimmenden Zeugnisse maltesischer sowohl als ausländischer Berichte bis jetzt besitzt. Von der Emigration ist bereits gesprochen worden. Ihr vornehmster Grund muß darin gesucht werden, daß die Insel, in Anbetracht ihres Um-

fanges, thatsächlich übervölkert und deshalb, bei der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ihrer Hülfsmittel, nicht im Stande ist, den enormen Ueberschuß zu ernähren. Die Zahlen sind erstaunlich und, unter den actuellen Verhältnissen, erschreckend. Als die Johanniter Besitz von der Insel ergriffen (1530), soll sie nicht mehr als 10000 Einwohner gehabt haben, die sich im Verlaufe von hundert Jahren mehr als verfünffacht hatten. Der erste Census, von dem wir nachweislich wissen, ergab 1632 eine Bevölkerungsziffer von 54463 Seelen[1]); schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1747) hatte sie sich, mit 110000 Einwohnern, abermals mehr als verdoppelt, gegen Ende des Jahrhunderts belief sie sich auf 114000, von 1842 bis 1851 vermehrte sie sich um 8997, von 1851 bis 1861 um 10559, von 1861 bis 1871 um 7279, von 1871 bis 1881 um 8007, und die letzte Zählung, von 1891[2]) constatirte gar, in wiederum zehn Jahren, einen Zuwachs von mehr als 27000, sodaß die jetzige Einwohnerzahl 177225 beträgt. Einer solchen Steigerung entsprechen die Quellen der Subsistenz keineswegs. Denn während der Ackerbau, das eigentlich vitale Element der Insel, bei der notorischen Beschaffenheit des Bodens nur einer beschränkten Zahl der Bevölkerung Arbeit gibt und seiner Natur nach wohl einer Verbesserung, aber kaum

---

1) Guida generale, 1887, S. 153.

2) Guida generale, 1892, S. 204.

einer Ausdehnung fähig ist, haben es die localen Industrien, an denen es wäre, den Ausfall zu decken, bis jetzt zu keiner recht gedeihlichen Entwicklung bringen können. Hier helfend und fördernd einzutreten, hätte die britische Regierung gewiß allen Grund; und es fehlt ihr offenbar auch nicht an dem guten Willen. Aber, ohne daß man sie darum direct beschuldigen möchte, läßt sich eher von einer Abnahme sprechen, als von einer Zunahme. Der Schiffbau z. B., der ehemals mehr als zehntausend Malteser beschäftigte, hat — seitdem die Dampfschiffahrt überwiegt — fast ganz aufgehört, und es ist kein Ersatz dafür, daß in den Regierungswerften jetzt etwa Dreitausend Arbeit finden[1]). In den Steinbrüchen, die von Alters her einen für Bauzwecke sehr geschätzten Sandstein liefern, arbeiten ungefähr viertausend Personen. Die beiden Luxusartikel, in deren Herstellung Malta noch immer excellirt, sind Leinen- und Seidenspitzen von außerordentlicher und eigenthümlicher Schönheit, ein letzter Rest vielleicht jener in römischen Dichtern und Prosaisten so sehr gerühmten »melitensischen Gespinste«, und höchst zierliche Filigranarbeiten in Silber und Gold, ein Erbtheil arabischer Kunstfertigkeit. Die Baumwollkultur, welche die

[1]) Ich berufe mich hier und im Folgenden auf ein gewiß zuverlässiges Document, nämlich das bei Gelegenheit der Londoner Colonialausstellung von 1886, im Auftrage der Regierung von dem Professor der Universität Malta, Dr. Nicholas Zammit, verfaßte Schriftchen: »Malta and its Industries« (London 1886).

Malteser einst von den Syriern und Aegyptern empfingen, ist, wohl in Folge der übermächtigen Concurrenz, neuerdings so gut wie aufgegeben worden[1]; und wenngleich die Baumwollweberei, deren Ausbeutung einst dem Prätor Verres in Cicero's Anklagerede vorgeworfen ward[2], auch gegenwärtig noch, und zwar in nicht unbeträchtlichem Maße, besteht — mit einem Personale von 8500 Arbeitern und einem Jahresertrage von vier bis fünf Millionen, — so paßt doch längst nicht mehr auf das heutige Product, was Lucrez[3] von der »Melitensia — eximia veste«, noch was Silius Italicus von der »auf ihre Gewebe stolzen, wolletragenden Melita« sagt[4]: es ist nur noch billige Waare für den Marktbedarf.

Eine gröbere Kunst, und gleichfalls von archaischer Art, ist die der Strohgeflechte (zu Strohhüten, Strohmatten, Strohseilen), mit denen man oft Hirtinnen auf dem Felde beschäftigt sieht; und von neueren Industriezweigen könnte höchstens die Fabrikation von Cigarren und Cigarretten angeführt werden, deren ein einziges Haus jährlich fünf Millionen Stück nach London exportirt, und die von Zündhölzern — der einzige Betrieb übrigens, in welchem mit Dampfkraft gearbeitet wird.

---

1) Zammit a. a. O., S. 11 und 23.

2) In Verrem, II, 4.

3) De rerum natura, IV, 1125.

4) Punicorum lib. XIV, 254.

Das industrielle Leben Malta's stagnirt, es ist überholt worden von dem Zeitalter der Maschine, deren völliger Mangel nicht nur im Gewerbe, sondern auch im Ackerbau sich schwer fühlbar macht. Man hat das auch wohl eingesehen, und, neben der schon erwähnten beträchtlichen Anzahl milder Stiftungen, die größtentheils unter kirchlicher Verwaltung stehen, gibt es jetzt eine Reihe gemeinnütziger Gesellschaften und Vereine, zur Hebung des Ackerbaues (Società agricola, gegründet 1844), der Gewerbe (Società d'arti, manufatture e commercio, gegründet 1852, mit Prämien von der Regierung) zur Entwicklung der bisherigen und Einführung neuer Industriezweige (Società Cattolica Operaia, 1886), zur Förderung des materiellen und moralischen Zustandes der arbeitenden Klassen (1883 und 1884), Genossenschaften auf Gegenseitigkeit für Alters- und Invalidenversorgung und Unterstützung der Hinterbliebenen (1889 und 1890)[1]). Bis jetzt haben diese gewiß sehr löblichen Bestrebungen einen nennenswerthen Erfolg nicht ergeben: allzuzäh hängt der Bauer an den Gewohnheiten einer veralteten Bewirthschaftung, an den von den Vorvätern ererbten, ganz primitiven Ackergeräthschaften; und thatsächlich ist aller Industriebetrieb auf Malta der der kleinen Werkstätten und Handarbeit im Hause. Man kommt sich vor, wenn man in diese Dinge hineinblickt, als

---

1) Guida generale, 1892, S. 261—263.

lebe man in einer fernen Vergangenheit, im vollen Mittelalter, während der Verkehr der ganzen Welt an diesem Eilande vorübergeht, in seinem Hafen, einem der größten und schönsten, die Handelsflotten aller Nationen sich versammeln, und seine Felsufer beständig widerhallen von den Signalpfeifen der ankommenden und abgehenden Dampfer. Vielleicht darf es als ein Vordringen der neuen Zeit und der Maschine betrachtet werden, daß seit einigen Jahren eine kleine Eisenbahn die beiden Hauptstädte der Insel, La Valletta und Città Vecchia, mit einander verbindet — ein winziges Unternehmen von 6½ englischen Meilen, eine Miniaturausgabe von Eisenbahn, welche mit ihrem schmalen Schienenstrange fast ungesehen und ungehört von Dorf zu Dorf geht, immerhin aber ein Anfang und erster Schritt auf der Straße moderner Cultur, die nun einmal mit der Kraft des Dampfes verschwistert ist.

Kein Zweifel, daß die höheren Gesellschaftskreise der Insel die beste europäische Bildung besitzen, ja verhältnißmäßig mehr davon, als anderswo der Fall, wenn man die Vielsprachigkeit — Italienisch, Englisch, Französisch, außer dem heimischen Maltesisch — in Betracht zieht. Zahlreich sind die privaten und internationalen Institute, Collegien und Schulen; während die vornehmsten Stätten des gelehrten Unterrichtes auch auf Malta das Lyceum und die Universität sind. Beide haben, in der äußeren Erscheinung sowohl, wie der inneren, streng confessionellen Führung, noch viel vom

Mittelalter bewahrt, obwohl die Jugend, die zu diesen ehrwürdigen Sitzen der Wissenschaft strömt, an Munterkeit und Frische der unsrigen nichts nachgibt. Es hat mir, auf meinen Morgenpromenaden, immer das größte Vergnügen gemacht, dieser fröhlichen Knabenschar nachzugehen, wenn sie, von allen Seiten herbeieilend, mit Ränzel oder Mappe sich in ihre gelehrte Schule begab. Wie denn das Morgenbild der Stadt eines der hübschesten ist, das ich auf Malta gesehen. Zuerst, noch vor den Scholaren, früh zwischen sechs und sieben, kamen die Ziegen, welche die Straßen mit ihrem Gemecker und Geklingel erfüllten; jede schien das ihr angewiesene Haus zu kennen, blieb vor demselben stehen, ließ sich, die Vorderfüßchen auf der oberen Treppenstufe, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zufriedenheit melken, und nachdem dieses Geschäft besorgt, wenn sie sich wieder vereinigten, divertirten sie sich durch Bockssprünge, mit den Stirnen gegen einander und einer Ernsthaftigkeit bei diesen Spielen, höchst possirlich anzusehen. Zwischen sieben und acht erschienen dann die Knaben, eben noch rechtzeitig, um mit dem abziehenden Ziegentrupp ihren letzten, unschuldigen Spaß zu haben, bevor sie sich unter der Pforte des dunklen Schulgebäudes verloren.

Das Lyceum liegt in der Strada Mercanti, dicht neben der alten Jesuitenkirche, deren vorspringender Eckflügel ein Erzbild des heiligen Ignatius trägt. Hier, in dem alten Jesuitencolleg, das einen mächtigen Ge-

bäudecomplex zwischen den Straßen San Paolo, Vescovo und Mercanti bildet, befinden sich jetzt Lyceum und Universität.

Das Lyceum begreift in sich drei »dipartimenti«: die Vorbereitungsschule, die »moderne« Abtheilung, die unserem Realgymnasium, und die »klassische«, die unserem humanistischen Gymnasium entspricht. In jenem ist das Französische statt des Lateinischen obligatorisch, in diesem aber werden gar sechs Sprachen verlangt und zwar in dieser Reihenfolge des Lehrplans: Lateinisch, Englisch, Italienisch, Griechisch (greco antico), Französisch und Arabisch! Unserem Maturitätsexamen ähnlich, aber darin von diesem abweichend, daß es nur alle drei Jahre stattfindet, ist das »Esame di Matricola,« von deren Erwerb die Zulassung zu den akademischen Cursen der Theologie, des Rechts und der Medicin abhängt. Die vierte Facultät, nur dem Namen nach von unserer philosophischen unterschieden, heißt hier die der Künste und Wissenschaften, di arti e scienze, und umfaßt annähernd dieselben Gegenstände wie bei uns. Der Lehrcursus in dieser Facultät beträgt drei, der der anderen Facultäten vier Jahre. Der Lehrkörper besteht aus achtzehn Professoren, deren Gehalte sich in der Scala von 2400—4000 Mark (£ 120 bis 200) bewegen[1], und seine — wie des gesammten Primär-

---

[1]) Die der Lyceallehrer zwischen 1000 und 3600 Mark (£ 50 und 180).

und höheren Unterrichts — vorgesetzte Behörde ist das Dipartimento d'Istruzione, dessen Chef, der Director des öffentlichen Unterrichts und Haupt der Universität und des Lyceums, ein Gehalt von 10 000 Mark (£ 500) bezieht. Neben den Universitätsprofessoren gibt es noch eine unbesoldete Körperschaft der Examinatoren, unter denen einer der Schiffahrt und drei der Ingenieurwissenschaft sind. Kanzler der Universität ist der Gouverneur, und Vicekanzler der von ihm ernannte Director des öffentlichen Unterrichts; ferner gehören dem Senat an vier aus den vier Facultäten gewählte Professoren, weiterhin sieben Mitglieder, die vom Gouverneur ernannt werden (ein Richter, ein Advocat, ein Techniker u. s. w.) und von denen einer statutarisch das »Vertrauen des Erzbischofs von Malta« besitzen muß (gegenwärtig ist es der Rector des englischen Jesuitencollegs).

Alterthümlich, wie die Bestimmung an der Spitze des ganzen Reglements uns anmuthet, daß nämlich die Grundlage des Universitäts-Unterrichts die römisch-katholische Religion sei (la Religione Cattolica Romana forma la base dell' istruzione che si dà nell' Università) [1]), halb klösterlich, halb festungsartig stellt sich auch das Universitätsgebäude dar, an dessen, der Strada San Paolo zugewandten Front man die Worte liest:

Προπυλαιον της τιμης η μαθησις.

---

1) Guida generale, 1892, S. 123.

Ein feiner Grieche stand lächelnd neben mir, als ich versuchte, die ziemlich unleserlich gewordenen Buchstaben der Inschrift zu copiren, und half mir, sie entziffern.

Viele tüchtige Männer in der That sind aus diesem »Vorhof der Ehre und Wissenschaft« hervorgegangen. Denn wo der Geist dieser kleinen Nation von ein- bis zweimalhunderttausend Menschen unter dem langen Elend und der täglichen Noth nicht erdrückt und verkümmert ist, äußert er sich höchst lebendig und zeigt sich jeder Anregung zugänglich. Einheimische Maler und Bildhauer haben mit den italienischen, hierher berufenen Meistern gewetteifert in der künstlerischen Ausschmückung der Kirchen und Paläste, welche sich in der neugegründeten Stadt der Ordensritter rasch erhoben; im alten Großmeisterpalast sieht man Fresken von Busuttil und Caruna, im Dome di San Giovanni Sculpturen von Melchiorre Gafà, alle drei Malteser des 16. Jahrhunderts, während in neuerer Zeit Cortis, gleichfalls ein Einheimischer, sich um die Restauration der alten Deckengemälde des Doms verdient gemacht hat.

Vorzüglich aber ist es die Musik, der die Malteser mit Passion zugethan sind: es existiren allein zweiundzwanzig philharmonische Gesellschaften auf Malta; und in Niccolò Isouard (1775—1818), dem Organisten und Orchesterdirector des letzten Großmeisters, hat dies Völkchen der Welt einen Componisten gegeben, dessen Opern »Cendrillon« und »Joconde« (seit 1810) mehr

als hundertmal in Paris zur Aufführung gekommen und heute noch nicht gänzlich verklungen sind.

Aber auch La Valletta selbst hat seine »große Oper,« sein »Königliches Opernhaus,« das Real Teatro, welches, am oberen Eingang der Strada Reale, nicht weit von der Porta Reale, mit seiner corinthischen Säulenfront einen gar stattlichen Anblick bietet. Hier erfreut das Malteser Publicum sich an dem Repertoire der italienischen Operngesellschaft, die regelmäßig zur »stagione« herüberkommt. Für die komische Oper ist das Teatro Manoel, das schon im vorigen Jahrhundert (1731) vom Großmeister Manoel de Vilhena erbaut, neuerdings aber renovirt und im Januar 1886 — mit Franz von Suppé's »Boccaccio« wieder eröffnet worden ist. Ob von deutschen Componisten auch Richard Wagner Malta schon erobert hat, habe ich nicht in Erfahrung gebracht; aber wahrscheinlich ist es. Neben diesen beiden Opernhäusern gibt es noch vier kleinere Theater, »Teatrini,« in welchen italienische mit den maltesischen Vorstellungen abwechseln, von denen wir schon weiter oben gesprochen haben.

Für das rege geistige Leben in der Klasse der »oberen Zehntausend« spricht endlich die verhältnißmäßig beträchtliche Zahl von Zeitungen und Zeitschriften, deren gegenwärtig (1892) auf Malta sechsundzwanzig erscheinen: vierzehn in italienischer Sprache, fünf in englischer, fünf in maltesischer, die von der Regierungsdruckerei zweimal monatlich veröffentlichte »Gazetta di

Governo«, das Amtsblatt, italienisch und englisch, und die Wochenschrift »L'Afrique Maltaise« französisch, italienisch und maltesisch. Die täglich erscheinenden politischen und Handelszeitungen sind: Lloyd Maltese, Gazetta di Malta, Risorgimento, Public Opinion; zweimal wöchentlich erscheinen: The Malta Standard und the Malta Chronicle, wöchentlich einmal, am Samstag, the Malta Times. Von politisch-religiöser Färbung ist das zweimal wöchentlich erscheinende Portafoglio Maltese und l'Ordine, wöchentlich einmal; die übrigen italienischen Publicationen sind theils literarischen, theils religiösen, die maltesischen ausschließlich moralischen und religiösen Inhalts. Eine politische Zeitung in maltesischer Sprache gibt es nicht.

Man sollte nun denken, daß der außerordentliche Handelsverkehr, der um die Küsten dieser Insel fluthet, einen mächtigen Factor für ihr materielles Gedeihen und ihren Wohlstand bedeuten müsse. Doch ist dem nicht so. Bereichert werden nur die Wenigen, und die Vielen haben keinen nennenswerthen Vortheil davon: denn der Export ist gering und der Import auf die Bedürfnisse der Einwohner beschränkt, deren Zahl die einer europäischen Mittelstadt nicht übersteigt. Ein Stapelplatz für die Reichthümer, welche der Osten und und Westen austauschen, ist Malta nicht: sie gehen an ihm vorüber und berühren seinen Boden, wenn man so sagen darf, nur nominell. Sein Handel ist Zwischenhandel, Transit, als solcher aber sehr beträchtlich. Con-

suln sämmtlicher großen Staaten residiren hier. Die Börse wird von fremden Negocianten und Schiffscapitänen besucht. Drei große Banken arbeiten mit bedeutenden Capitalien; die Versicherungsanstalten aller europäischen Länder haben hier ihre Agenturen, die Dampfergesellschaften sämmtlicher Nationen, deren Schiffe nach dem Orient fahren, hier ihre Comptoire. Wenn man sonst auf Malta sich vorkommt, als sei man in eine ferne Vorzeit, ihre Gebräuche, Sitten und Anschauungen zurückversetzt, so hat man vielmehr in diesen Regionen das Gefühl, mitten in der Bewegung der Gegenwart und der Welt zu sein. Neben den Engländern sind die Stärksten und Zahlreichsten dieser Handelscolonie die Italiener, deren Sprache zwar die herrschende derselben ist, doch nicht so, daß neben ihr nicht auch alle anderen gesprochen würden, Griechisch, Französisch, Spanisch und nicht am Wenigsten Deutsch. An unserer Wirthstafel saß eine ganze Gesellschaft munterer junger deutscher Kaufleute, die hier in Geschäften waren, und sogar in der Liste der maltesischen Nobilität, unter den »titolati esteri«, fand ich den Namen eines alten, durch seine gewerblichen Unternehmungen berühmten Nürnberger Patriciergeschlechts: Baron Maximilian von Tucher. Dennoch, trotz seiner verschiedenartigen Elemente, hat dieser Ausschnitt aus dem Malteser Leben einen ganz englischen Anstrich. Man glaubt ein Stück London vor sich zu haben, und in der eigenthümlichen Mischung von penetrantem See-

geruch und Kohlendunst es zu riechen. Hier endlich steht man auf dem Boden Altenglands. Hier sieht man Porter und Ale und Gin und Whisky; hier sieht man die »Times« und die Ladenschilder der wohlbekannten metropolitanen Firmen. Es ist, wie ein Anblick, je nachdem, aus Fleetstreet oder Pall-Mall; und um die Mittagsstunde, wenn die Herren vor den »Refreshment Bars« und »Cigar Stores« sich begegnen, könnte man den imitirten »Swell« von dem richtigen »Cockney« schwer unterscheiden.

Der Tummelplatz dieser bunten internationalen Bewegung ist die Strada Reale, und der beste Punkt, sie vergnüglich zu beobachten, die Piazza San Giorgio, der hübsche Square fast am Ende derselben. Hier, wo wir den Blick auf etwas Grün in der Mitte des Platzes hatten, vor einem Kaffeehäuschen, das seine Ecke nach der Straße hin bildet, haben wir oft gesessen, in der warmen Mittagssonne, die so lieblich über Malta schien. Das Fremdartige der Umgebung ward gemildert, indem wir wieder an alte Gewohnheiten anknüpften und das bunte Bild des Lebens an uns vorüberziehen ließen.

In der Mitte dieses Platzes erhebt sich ein Marmorbild der Königin Victoria, das erst ganz vor Kurzem enthüllt worden ist, so frisch und weiß glänzt noch der Stein. Es stellt sie sitzend dar, das Scepter in der Rechten, die Linke — segnend oder gebieterisch — ausgestreckt, auf dem Haupt die Krone. Das Monument, dessen Modell wir später in der Ausstellung von

Palermo wiedersahen, ist das Werk eines jungen italienischen Bildhauers, G. Valenti, der die Aufgabe sehr gut gelöst, in der Majestät der Herrscherin, mit allen Attributen und allem Schmuck ihrer Würde als Königin von Großbritannien und Irland und Kaiserin von Indien, zugleich die Frau zu zeigen, deren tiefernstes, leidgeprüftes Antlitz auch der Nichtengländer, der Deutsche vor Allem, wohl mit Theilnahme betrachten darf. Im Hintergrunde macht das schöne Gebäude der Bibliothek mit offenen Bogengängen einen wirksamen Abschluß; zur Seite ragt hoch der alte Großmeisterpalast, jetzt Sitz des britischen Gouvernements, und gegenüber steht die Hauptwache mit einer Colonnade dorischen Styls, deren Säulengebälk, unter dem britischen Löwen und Einhorn, die Inschrift hat:

Magnae et invictae Britanniae
Melitensium Amor
et Europae Vox
has Insulas confirmat.
An. MDCCCXIV.

Die Worte, daß »dem großen und unbesiegten Britannien der Melitenser Liebe und Europa's Stimme diese Inseln im Jahre 1814 bestätigt habe«, beziehen sich darauf, daß England, nachdem es sie thatsächlich schon am 5. September 1800, unterstützt von den Eingeborenen, der französischen Occupation (durch Napoleon, auf seinem Zuge nach Aegypten 1798) entrissen hatte, völkerrechtlich in ihren Besitz durch den Wiener Congreß gekommen ist.

Die »Liebe der Melitenser« wird allerdings vielfach in Abrede gestellt und in den dort erscheinenden Zeitungen ganz rückhaltslos debattirt. Angesichts jener wohlstylisirten Inscription, und unter dem Standbild der Königin, bekam ich eines Tages in dem sehr verbreiteten Wochenblättchen »Melita« (vom 23. April 1892) das Folgende zu lesen: »Ungeachtet allen Anscheins von Freiheit gibt es keinen Winkel in Europa, wo in Wirklichkeit ein so ungeheuerlicher Despotismus herrscht, wie der, der uns bedrückt. Alle Welt weiß, wie hier Alles von dem absoluten Willen eines militärischen Chefs abhängt, welcher über die Bürger befiehlt, wie über Soldaten im Quartier. Ein Volk, das freiwillig und von selbst seine Geschicke und seine Zukunft einer Nation anvertraut, welche sich rühmt, die freieste der Welt zu sein, sieht sich in Wahrheit heute von derselben einem Haufen Heloten gleichgemacht und thatsächlich jeden Rechtes des Bürgerthums beraubt. Der Vorwand, der von den Ministern Ihrer Majestät vorgeschützt wird, um eine solche Politik zu beschönigen, ist eine Beschimpfung mehr, nicht nur für uns allein, sondern für die Menschheit selbst. Sie behaupten, daß Malta als eine Garnison und Seestation sich keiner jener Freiheiten erfreuen dürfe, in deren Besitz alle gesitteten Völker der Erde sind.«

Und dennoch, daß dergleichen unbeanstandet gedruckt werden darf, ist der beste Beweis, daß es um die »Freiheit« der Malteser so gar schlimm nicht be-

stellt sein kann. In der That war Aufhebung der Censur, neben Einführung von Geschworenengerichten (vor welche, seit 1855, auch die Preßdelicte gehören) einer der ersten gesetzgeberischen Acte der britischen Regierung. Was sie für Malta gethan hat, läßt sich mit einem Worte sagen: sie hat die, noch von den Zeiten der Ordensherrschaft her bestehende Jurisdiction der geistlichen Gerichtshöfe (mit wenigen ihr vorbehaltenen Ausnahmen rein kirchlicher Natur) abgeschafft und an ihre Stelle die der weltlichen gesetzt. Sie hat ferner eine legislative Reform in die Hand genommen und in mühevoller, jahrzehntelanger Arbeit gemeinschaftlich mit den einheimischen Autoritäten durchgeführt, welche nicht minder bedeutend ist. Es galt bis dahin die völlig veraltete Compilation des Großmeisters Rohan (1775—1797), deren meiste Bestimmungen auf die heutigen Verhältnisse gar nicht mehr anwendbar und vielfach im Widerspruch mit den später ergangenen Proclamationen und Erlassen waren. Der Mangel an Uebersichtlichkeit des seit Jahrhunderten aufgehäuften, schlecht verarbeiteten Stoffes und die Verwirrung waren so groß, daß selbst die maltesischen Juristen sich zuletzt nicht mehr darin zurecht finden konnten. Daß Malta jetzt einen brauchbaren Codex des Civil- und Handelsrechts, eine Criminalproceß- und eine Polizeiordnung besitzt, dürfte doch als Wohlthat empfunden und der englischen Regierung gedankt werden. Auch darin ist sie den Wünschen der Bevölkerung und der eigenen

Klugheit gefolgt, daß die Sprache des Rechts und der Verwaltung nach wie vor die italienische geblieben.

Die Civilregierung der Insel setzt sich aus einem gesetzgebenden und einem ausführenden Rath (Consiglio legislativo und esecutivo) zusammen. Beide Körperschaften haben durch Königliches Patent vom December 1887 ihre gegenwärtige Form erhalten. Der legislative Rath, aus sechs Mitgliedern bestehend, von denen drei designirt und drei vom Gouverneur gewählt worden waren, datirt schon vom Jahre 1835. Er ward dann im Jahre 1849 auf die Zahl von achtzehn Mitgliedern erhöht, deren acht alle fünf Jahre von der Bevölkerung gewählt wurden. Ein Erlaß vom März 1883 dehnte die active Wahlfähigkeit auf alle britischen Unterthanen der maltesischen Inseln aus, die das einundzwanzigste Jahr überschritten hatten und auf eine Bodenrente von mindestens sechs Pfund eingeschätzt waren; zugleich aber ward die Zahl der gewählten Mitglieder auf zehn erhöht, die der officiellen auf acht vermindert, mit der Maßnahme, daß der Gouverneur, als Präsident des gesetzgebenden Raths, nur in wichtigen Reichsangelegenheiten, oder wenn sonst keine Majorität zu Stande kommen würde, mitstimmen durfte, bei Stimmengleichheit aber, wo es sich um locale Interessen handle, die gewählten Mitglieder den Ausschlag geben sollten. In ihrer gegenwärtigen Erweiterung besteht die Körperschaft, außer dem Gouverneur, aus sechs ernannten und vierzehn gewählten Mitgliedern,

deren zehn aus allgemeinen und vier aus speciellen Wahlen (der Geistlichkeit, des Adels, der Universität, des Handels und der Börse) hervorgehen.

Der ausführende Rath, durch Notification vom Jahr 1881 eingeführt »zur besseren Regierung dieser Insel,« besteht aus sechs officiellen und mindestens drei nichtofficiellen Mitgliedern, welche von der Königin aus den gewählten Mitgliedern des gesetzgebenden Raths ernannt werden[1]).

An der Spitze der Regierung steht der Gouverneur, der zugleich Oberbefehlshaber der Truppen ist und Generalsrang mit dem Titel Excellenz hat. Das Gouvernementsgebäude heißt officiell »Palace,« und alle Regierungsacte sind datirt: »The Palace, Valletta.« Stolz noch immer steht der alte Großmeisterpalast da, mit seiner mächtigen, den Platz beherrschenden Front, mit seinen beiden Höfen, deren einen die schönsten Palmen mit ihrem Dunkelgrün und ihrer Kühle, die lieblichsten Blumen mit ihrem Wohlgeruch erfüllen, während unter dem Porticus des andren, über einem rieselnden Brunnen, die Broncestatue des Neptun sich erhebt, den Dreizack in der Rechten, das Wappen des Großmeisters Alofio de Wignacourt (1601—1622) in der Linken — das Werk Giovanni Bologna's, der ein Schüler Michelangelo's war. Sobald man auf Malta

---

[1]) Guida generale, 1892, S. 40—43; vergl. mit demselben Jahrbuch für 1887, S. 157, 158.

den Spuren der Ordensherrschaft begegnet, tritt man gleichsam auf anderen Boden — auf den der Geschichte, der Kunst und der Dichtung. Reich an Trophäen ihrer vergangenen Herrlichkeit, an Fahnen und Schilden und Waffen ist der Palast, reich an prächtigen Gobelins und Wandmalereien, welche den Ruhm gewonnener Schlachten verkünden, reich an kostbaren Marmormosaiken, welche den Boden der Corridore bedecken.

Am lebendigsten, unmittelbarsten und anschaulichsten jedoch versetzt uns ein Besuch der Ordenskirche, des Duomo San Giovanni, zurück in die Zeit, mit welcher für uns Deutsche sich die wehmüthige Erinnerung an Schiller's unvollendete — oder, um es richtiger zu sagen, nur in vielen unausgeführten Entwürfen vorhandene — Tragödie »Die Malteser« verbindet. Es ist merkwürdig — und immer wieder drängt diese Wahrnehmung sich auf —, wie universell der Genius Schiller's war, desselben Schiller's, der kaum über die Grenzen seiner schwäbischen Heimath, Sachsens und Thüringens, hinausgekommen, und dessen weiteste Reisen die eine nach Karlsbad, die andere nach Berlin waren. Und nun komme man, in unserer ganz anders reisefertigen Zeit, wohin man will, überall ist Schiller — in England mit Maria Stuart, in Frankreich mit der Jungfrau von Orleans, in Spanien mit Don Carlos, in der Schweiz mit Wilhelm Tell, in Rußland sogar mit dem Demetrius-Fragment; und wer könnte der sicilischen Küste vorübersegeln, ohne der Braut von

Messina zu gedenken? Nun auf einmal steht der geliebte Dichter uns auch auf Malta zur Seite. Dem Thema der Ordensritter hatte Schiller schon im Don Carlos präludirt, wo von Marquis Posa berichtet wird:

— Ungerufen
Stand er vor Lavallette. »Man kaufte mir
Das Kreuz,« sagt' er, »ich will es jetzt verdienen.«

Fünfzehn Jahre lang, vom Mai 1788 an, wo wir, in einem Brief an Körner, der ersten Spur begegnen, bis zur letzten, in einem Brief an Goethe vom März 1803, hat Schiller sich mit diesem Stoff getragen, immer aufs Neue zu ihm zurückkehrend, in Gestaltung des Plans und Ausführung einzelner Scenen; als einzig gereifte Frucht dieser Beschäftigung aber haben wir nur die Ballade »Der Kampf mit dem Drachen« erhalten, in welcher ein Ereigniß aus der Geschichte des Ordens auf Rhodus, vor seiner Uebersiedelung nach Malta (1530), erzählt und von den drei Pflichten desselben, »Gehorsam, Keuschheit, Armuth« nur die des Gehorsams verherrlicht wird:

»Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?«
— — — — — — — —
»Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.«

Ein groß angelegtes, weit ausgeführtes Gemälde der Ordensherrschaft, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, hätten nach Schiller's vorliegenden Skizzen und Sce-

narien »Die Malteser« werden müssen. In der Mitte der Handlung steht die heldenmüthige Vertheidigung Malta's unter dem Großmeister La Vallette gegen die ganze Macht Soliman's (1565). So tief hat der Erinnerung der Malteser diese glorreiche That sich eingeprägt, daß der 8. September, der Tag der Befreiung, noch immer als nationaler Festtag auf Malta gefeiert wird und als solcher — festa nazionale — im Kalender bezeichnet ist. Und nun ist es abermals merkwürdig, wie wunderbar richtig, durch Intuition und bloße Andeutung, auch hier der Localton getroffen ist, als ob nicht nur die fernen Jahrhunderte vor dem Seherauge Schiller's offen lägen, nein, als ob seinem Blick das auch räumlich niemals Geschaute plötzlich sichtbar würde. Man kann den Sinn dieser abgerissenen Worte wirklich erst ganz empfinden, wenn man selbst einmal auf dieser Insel, damals »die Brustwehr der christlichen Welt«, geweilt hat, inmitten all' der ringsum noch aufrecht stehenden Zeugen der Kämpfe, die für sie geführt worden sind.

— Unter der
Schiffe Geschwadern schwindet die Wasserwelt,
Und die See ist, die ewig bewegliche,
Festgezimmerter Boden!
Das Meer ist uns geschlossen —
— und dieser Inselfels
Ist ein Gefängniß[1]).

---

[1]) Boxberger, Schiller's Werke. Achter Theil, S. 70. (Kürschner's deutsche Nationalliteratur, 125. Band).

Aber an diesem Felsen hat die Macht des Islams sich gebrochen. Vor der immer wachsenden Kraft des Halbmonds, zuerst aus Jerusalem, ihrem ursprünglichen Sitz (1291) und dann aus Rhodus weichend (1523), fanden die Johanniter ihre letzte Zuflucht auf der Insel, welche Kaiser Karl V., der Erbe der Könige von Aragonien und Kastilien, ihnen geschenkt (1530) und von der sie den Namen »Malteserritter« annahmen. Hier übten sie Vergeltung an Soliman, der sie von Rhodus verdrängt und in dem zugleich der größte von allen Herrschern des Türkenreiches erlag. Die Schlacht von Lepanto (1571), nach Soliman's Tode, vollendete, was der Tag von St. Elmo zu thun übrig gelassen; und seitdem haben die Ritter über zweihundert Jahre noch auf Malta residirt, fast ausschließlich mit Werken des Friedens beschäftigt, in diesem langen Frieden aber auch degenerirend. Schon in der Blüthe des Ordensstaats zeigt Schiller's Entwurf den Wurm, der seinen Verfall herbeigeführt — in zunehmender Ueppigkeit und Indisciplin sank er zum Schattendasein herab, noch bevor er gänzlich aufgehört zu existiren.

Der Dom ist ein Bau vom letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts (begonnen 1576), massiv, ernst, mit zwei spitzen Thürmchen, einem Portal unter zwei Säulen, einem Altan, von welchem der im Conclave neugewählte Großmeister sich dem Volke zum ersten Male zeigte, und einer riesengroßen Broncebüste des Heilands, ehemals in der Hafencapelle von Sliema (mal-

tesisch für: »ave!«), vor welcher die Galeeren des Ordens salutirten, wenn sie zu den Türkenkriegen hinauszogen. Sonst ohne jeden Schmuck des Aeußern; um so mehr überrascht die Pracht des Innern, obwohl man heute noch erkennen kann, daß es ursprünglich höchst einfach war, gemäß der strengeren Observanz des Ordens, dessen zweites Gesetz Armuth vorschrieb. Doch nicht lange, so drang, mit der gesteigerten Prunkliebe des Ordens, der schon La Vallette vergeblich zu steuern gesucht, mit seinem wachsenden Glanz und Ansehen auch die verschönernde Kunst in seinen Tempel ein. Die nackten Mauern verschwanden unter dem Marmor und den Broncen, deren Schimmer von dem hereinfallenden Dämmerlicht nur leise gedämpft wird; die Geschichte des Schutzpatrons, des heiligen Johannes, erschien in achtzehn Gemälden, von kostbaren Vergoldungen eingerahmt, an den Wölbungen des Plafonds, und wie wir ihn nun vor uns haben, ist der Dom eines der reichsten und kostbarsten Denkmäler aller großen Geschlechter der Christenheit, deren jedes hier sein Wappen und eine Familienerinnerung wieder finden wird.

Wohin man blickt, sieht man das Kreuz des Ordens, das Malteserkreuz, achtspitzig, ein Sinnbild der acht ritterlichen Tugenden, weiß auf rothem Felde. Sumptuöse Monumente der Großmeister erheben sich hier, Inschriftentafeln sind an die Wände geheftet, und durch die Bögen, zu beiden Seiten des oblongen Schiffes, tritt man in die Capellen der sieben Zungen, aus denen

der Orden bestand: der Provence, der Auvergne, von Italien, Castilien, Frankreich, Aragonien und England-Bayern. Den Fußboden bildet eine Mosaik von Grabsteinen aus verschiedenfarbigem Marmor, mit Jaspis, Achat und andern edlen Steinen verziert. Man wandelt hier buchstäblich auf dem Staube der alten Herrlichkeit, und wie man von Nische zu Nische schreitet, erhebt sich aus ihren Gräbern eine Schar adliger Gestalten, er vor Allem, der ehrwürdige Greis, La Valette, der ruhmvolle Held der Vertheidigung von 1565, der, in Schiller's Drama, lieber seinen natürlichen Sohn, in Wahrheit seinen Neffen, Henry de la Valette, von dem Busenfreund begleitet, opfern, als das Castel Sant' Elmo preisgeben will. Bei Schiller heißen diese Beiden, »die sich lieben«, St. Priest und Crequi. Noch zeugen die Forts von dem Ruhme der Todten, das von Sant' Elmo, das nach ungeheuren Verlusten am 22. Juni 1565 erstürmt, und das von San Michael, das vom 5. Juli bis 8. September gegen den oft wiederholten Ansturm der Muselmanen behauptet ward. Heute bezeichnet das Fort Sant' Elmo, nach dem Schutzheiligen der Seeleute genannt, den äußersten Punkt der Strada Reale, die von hier in gerader Linie bis zur Porta Reale läuft, in einer Länge von dreiviertel englischer Meile La Valletta durchschneidend. Damals gab es hier noch keine Stadt, und einsam lag das Castel. Die Ritter residirten im Borgo gegenüber. Erst im Jahr nach der Befreiung Malta's begann der

Besieger der Türken, La Vallette, mit dem Bau der neuen Stadt (1566), deren Vollendung er wohl nicht mehr erlebte, die jedoch zum ehrenden Gedächtniß seinen Namen trägt und in der That sein und des Ordens schönstes Denkmal auf der Insel ist.

Längst hat der »souveräne Orden des heiligen Johannes von Jerusalem und Malta« seine Bedeutung verloren, er ist kaum mehr noch als ein Namen. Den eigentlichen Todesstoß hat ihm die französische Revolution gegeben, und sein letzter Großmeister, der achtundzwanzigste der ganzen Reihe, war ein Oesterreicher, Graf Ferdinand Hompesch, der am 17. Juni 1798 die Insel verließ, sich nach Triest einschiffte und 1805 zu Montpellier starb. Nach der Besitzergreifung durch die Engländer und Einziehung der Güter und Besitzungen des Ordens ward nur noch ein »Großmeister-Stellvertreter« gewählt, dessen Sitz zuerst Catania, dann Ferrara und (seit 1834) Rom ist: im Palazzo di Malta. Papst Leo XIII. jedoch hat neuerdings die Großmeisterwürde wieder hergestellt, und »Gran Maestro« gegenwärtig ist Principe Fra Giovanni Battista Ceschi die Santa Croce, »elevato alla suprema dignità il 29. Marzo 1879[1]). Der Orden in seiner gegenwärtigen Gestalt hat nur zwei Zungen: die italienische und die deutsche (Böhmen, Schlesien, Westfalen und am Rhein, England und in gremio reli-

---

[1]) Guida generale, 1892, p. 216.

gionis); unterhält aber als »souveräner Orden« noch immer eine Gesandtschaft am Wiener Hof. Er ist durchaus katholisch, und in keinem inneren Zusammenhang mit ihm steht der erst 1812 gestiftete und 1852 erneute preußische Johanniterorden.

Wie lange nun auch schon die Ritter von der Insel verschwunden sind: die Paläste der Corporation stehen fast alle noch und werden mit ihren Namen genannt, wenn sie gleich, mit Ausnahme des Großmeisterpalastes etwa, heute ganz anderen Zwecken dienen. Sie hießen »auberges,« Herbergen, und jede der sieben Zungen besaß eine solche. Hier, in ihren Herbergen, fanden die Versammlungen der einzelnen Zungen statt; hier nahmen sie gemeinsam ihre Mahlzeiten ein. Nicht mehr existirt die Auberge d'Angleterre, welche, nachdem Heinrich VIII. von England, der »Kirchenräuber,« alle Güter der englischen Ordensabtheilung confiscirt hatte, geschlossen ward und sich in die der Anglo-Bavaren verwandelte. Noch sieht man im Dom, über dem Altar der bayrischen Capelle, den Heiligen dieses Landes, St. Michael mit dem Drachen. An der Stelle der Auberge d'Angleterre steht jetzt das Teatro Reale, die der Anglo-Bavaren aber, auf der Plattform von St. Lazarus, gegenüber dem Quarantainehafen, wird von Officieren der englischen Garnison bewohnt. Ein imposanter, stolzer Bau ist die Auberge de Castille, die fast ein ganzes Straßenviereck zwischen Strada Mercanti und Strada Paolo einnimmt, und ihre majestätische,

hochgetreppte Façade der Piazza Regina und dem Meere zukehrt. Wie jeder der sieben Zungen ihr besonderer Posten auf den Festungswerken angewiesen war, so hatte das Haupt einer jeden auch einen hohen militärischen oder administrativen Rang. Der Großwürdenträger der englischen, nachmals anglo-bavarischen Zunge war der Turkopolier, General der Cavallerie; der der Auberge de Castille der Großkanzler, mit den auswärtigen Angelegenheiten des Ordensstaats betraut, und der der Auberge d'Italie der Admiral. »Ruhmredig ist die Zunge von Provence«, heißt es in Schiller's Fragment: ihre Herberge, jetzt ein englisches Clubhaus (the Malta Union Club), bildet immer noch den monumentalen Eingang der Strada Reale in ihrem oberen Theil, und ihr Chef war der Großcomtur, Präsident des Schatzes. In der Auberge d'Auvergne, an deren Spitze der Großmarschall, der General der Infanterie, stand, befinden sich heute die sämmtlichen höheren Gerichtshöfe von Malta; während der gegenwärtige General der britischen Truppen in der Auberge d'Aragon residirt, deren Superior der Drapier oder Großconservator war, der Minister der inneren Angelegenheiten, zu dessen Ressort auch die Beschaffung von Kleidungsstücken für die Mitglieder des Ordens gehörte. Der Großhospitalier, Vorstand aller Wohlthätigkeitsanstalten, hatte seinen Amtssitz in der Auberge de France, dem gegenwärtig bischöflichen Palais. Am freundlichsten, wenn man so sagen darf, an der Piazza Celsi, lag die

Auberge d'Allemagne, mit dem Großbailli, der deutscher Reichsfürst war und die Herrschaft Heitersheim im Breisgau besaß. Der Palast ist vor etwa fünfzig Jahren niedergerissen worden, um der protestantischen Kirche Raum zu machen, deren zierlicher Bau mit dem spitzen Thurm dem hübschen Platz etwas eigenthümlich Anheimelndes gibt. Gegenüber, vor dem Gebäude der Admiralität, schildert »ein rothgeröckter Bursche,« so wie Heine von den Wällen Salamanca-Göttingens, zu der Zeit, als dieses noch englisch war, ihn gesehen; in der Mitte breiten Palmen sehnsüchtig ihre schlanken, großen Blätter aus, erheben Pinien ihr schwermüthig dunkles Haupt und, wo die Piazza sich öffnet, über dem tiefblauen Gewässer, bauen sich die jenseitigen Häusermassen am steilen Ufer auf.

Einen deutlicheren Begriff von dem Complex der Stadt, ihren einzelnen Theilen und ihrer ganzen Lage gewinnt man erst, wenn man einen Gang um die Wälle macht, und besonders von der Barracca Superiore, oder Upper Barracca, wie sie der englische Jargon nennt. Von dieser mit Zinnen gekrönten Bastion, die zweihundert Fuß tief sich zu dem Labyrinth der Gräben hinabsenkt, hat man einen wahrhaft bezaubernden Blick auf den ungeheuren Hafen mit seinen fünf gesonderten Becken, auf die schroff ihn umgebenden Ufer und die drei daran empor gelagerten Städte Vittoriosa, Senglea und Burmola, welche, zusammen mit La Valletta, »die Stadt« ausmachen. Kühl vom Wasser herauf wehte

der Frühlingswind, als wir hier oben standen; es war ein sonniger Nachmittag und die Luft so durchsichtig, daß wir jedes noch so ferne Fort in seinen Umrissen, jedes Thürmchen der Befestigungswerke, jede Zacke des Gemäuers unterscheiden konnten. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie dieses Malta bis an die Zähne gewappnet ist; konnten wir mit Augen sehen, was diese Fortificationen, diese Stein- und Eisengürtel sind, an denen vier Jahrhunderte gearbeitet haben. Dort hinten steht es, ganz hinten, in dem heiteren Blau, das furchtbare, das schlacht- und sagenberühmte Sant' Elmo, mit seinen fünf alterthümlichen Thürmen, von denen der schwere Wachtthurm, der schlanke Leuchtthurm besonders kenntlich sind —

»Sankt Elm' vertheidige! Dort ist dein Platz!«

ruft Romegas, der Ordensadmiral, seinem Nebenbuhler Biron zu, der ihm eine griechische Gefangene streitig macht; und dieser versetzt:

»Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn!«

Belebt sich nicht auch hier Alles wieder mit Schillerschen Gestalten?

Zur Zeit dieses Kampfes gab es, wie gesagt, noch kein La Valletta. Da war der Stadttheil, uns gegenüber, der alte Borgo, nachmals zum ruhmreichen Gedächtniß des Sieges Vittoriosa genannt, der Sitz des Ordens. Noch ragt am Fuße des Häusergewirrs, an der Landspitze, das burgartige Massiv des Forts Sant' Angelo, das mit seinen vier Batterien und seiner jäh

abfallenden Umwallung sich jetzt friedlich in der Sonne spiegelt. Senglea, nach dem Großmeister de la Senglé (1553) genannt und später mit dem Beinamen der Città invitta geschmückt, wird durch das Fort St. Michael gedeckt, und um alle drei Städte, Vittoriosa, Senglea und Burmola (oder Città Cospicua), ziehen sich, nach der Landseite, die gewaltigen Cotonera-Linien, hinter denen sich dann erst die mächtigen Außenwerke mit ihren Bastionen emporthürmen. Das Fort Ricasoli, von dem Ritter dieses Namens 1670 in demselben Jahr erbaut, wie die Cotonera-Linien von dem Großmeister Nicolo Cotoner, ist der Einfahrt in den großen Hafen vorgelagert und schützt diesen, wie das Fort Tigne auf der Landspitze von Sliema den Marsamuscetto, den Quarantainehafen. Es ist ein ganz überwältigendes Bild, diese vier Städte, von den fünf Armen des Hafens umschlungen, welche sie trennen und doch wieder zu einem mannigfaltigen Ganzen verbinden; diese vorspringenden Felsen, die mit Häusern bedeckt, von der Abendsonne beglänzt und vom Blau des Wassers besäumt sind; diese starren, unbezwinglichen Stein- und Felsenmauern, die den Türken Trotz geboten, und zu ihren Füßen das bewegliche, niemals rastende Treiben des Tages und der Gegenwart — die zahllosen Dampfkrähne, die hin- und hergleitenden Schiffe, die kommenden, die gehenden und die vor Anker liegenden: Segelschiffe, Dampfschiffe, Transportschiffe, und riesiger noch als diese die britischen Kriegsschiffe, die abgesondert

von der Handelsflotte die letzte Hafenbucht, den French Creek, bedecken. Die Befestigungen Malta's, wie man aus den Namen ersieht, sind fast ausnahmslos Werke des Ordens; aber ihre wahren Vertheidiger in der heutigen Zeit sind die gepanzerten Kolosse dort unten auf der Rhede. Vom Lande her droht keine Gefahr. Wer sollte diese senkrechten Felsufer auch ersteigen, die keiner Leiter einen Stützpunkt, keiner Hand und keinem Fuß einen Halt bieten könnten? Weit und reizlos, wenn man sich von dem leuchtenden Meer abwendet, ist die Hügellandschaft von Malta vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet — farblos, wie besäet mit Steinhaufen, aus denen hohe, spitze Kirchthürme steigen, andeutend, daß es Dörfer sind.

La Valletta, mit ihren Dependenzen, ist »die Stadt«; alles Andere heißt die Campagna. Unter den Bögen der mit Inschrifttafeln und Bildwerk reich geschmückten Porta Reale führt der Weg hinaus, an dem Exercierplatz der Garnison, mit ihren unterirdischen Proviantkammern, vorüber und durch die Vorstadt Floriana, deren hohe, kasernenartige Häuser und viele Kneipen darauf deuten, daß es das Arbeiterquartier sei, doch auch dies stark befestigt und mit vier Thoren geschlossen. Sobald man die Porte des Bombes passirt hat, ist man auf dem Lande

Vor uns dehnt ein kahles Hochplateau sich aus, eintönig, eine Steinwüste, wo nur ungeheure, phantastisch gestaltete, stachlige Cactus wachsen und auf

mageren Weideplätzen Ziegen grasen. Aber selbst hier tritt uns die Thätigkeit der Ordensritter in einem großartigen Werk entgegen, das, wenn es der eintönigen Landschaft keinen besonderen Reiz verleiht, ihr doch ein nothwendiges Lebenselement zuführt: wie die Befestigungen, haben sie der Insel auch das Wasser gegeben. In einem gewaltigen Aquäduct, von neun und einer halben (engl.) Meilen Länge, wird es aus den Hügeln in der Mitte der Insel nach Valletta hinabgeleitet, bald unterirdisch, bald über mächtigen Structuren, die sich stellenweise, namentlich in der Nähe der Stadt, nicht unähnlich dem Aquäduct in der römischen Campagna, zu hohen Bogenwölbungen erheben. Erst weiterhin, hinter Mauern, erscheinen kleine Strecken bebauten Landes und hier und dort, in der Ebene verstreut, einzelne Dörfer, mit ganz arabisch klingenden Namen, Bircarcara, Mostar, Attard. Kein freundlicher Anblick, so weit man auch ausschaut; Alles ist Stein und Staub, von einer penetranten weißen Helligkeit, die dem Auge weh thut. Mehr als irgendwo sieht man hier Leute mit blauen Brillen. Kaum etwas Grünes bietet dem geblendet umherirrenden Blick eine Stätte zum Ausruhen; und selbst wo Felder sind, liegen sie von den Steinhaufen versteckt, die man zum Schutze der Aecker aufgerichtet hat. Denn die Winde sind hier zu Zeiten so stark, daß, ohne diese Vorkehrung, sie nicht selten den Boden mitsammt der Ernte fortreißen würden. Unter solcher Drangsal muß der maltesische Bauer

einem unfruchtbaren Boden den kärglichen Lohn abringen. Es ist sicher eine Fabel, daß die dünne Humusschicht, welche den nackten Felsgrund bedeckt, auf Schiffen von Sicilien herüber transportirt worden. Indessen so ganz weit von der Wahrheit, wenn man dem Sinne nachgeht, ist das Wort nicht. Denn wie man in Holland sagt: »von Gott das Wasser, von den Menschen das Ufer«, so kann man hier sagen: »von Gott der Felsen, von den Menschen das Erdreich.« Mit eigener Hand haben die Malteser den Grund und Boden geschaffen, den sie bestellen, ja sie müssen ihn immer wieder neu schaffen, durch mühevolle Pulverisirung des Gesteins, durch Vermengung desselben mit vegetabilischen Stoffen, durch beständige Wiederholung dieses Processes von fünf zu fünf Jahren und unaufhörliche Bewässerung. Der Malteser ist ein fleißiger Mann; aber der Bauer, der mit der Unbarmherzigkeit des Bodens, der Heftigkeit der Stürme zu kämpfen hat, vermehrt diese natürlichen Schwierigkeiten dadurch, daß er, ganz wie der Industrielle, starr an den alten Gewohnheiten hängt und nicht zu bewegen ist, der neueren technischen Hülfsmittel, der verbesserten Geräthschaften, der Maschinen sich zu bedienen, die sonst in der ganzen Welt beim Ackerbau gebraucht werden und hier, mehr als irgendwo, die Arbeit erleichtern und lohnender machen würden. Die Bestellung der Felder ist eine ganz primitive, die Werkzeuge sind dieselben, wie sie zur Zeit der Araber, im zehnten und elften Jahrhundert, gewesen

sein mögen: der eiserne Keil und die Holzkeule, mit denen der Felsboden gespalten, die kurzstielige Hacke, mit der er bearbeitet wird[1]). Wenn man mit dem gegenwärtigen Zustand die Schilderungen der Alten vergleicht, welche, Dichter und Prosaiker, die Fruchtbarkeit und den Reichthum der Insel nicht genug preisen können, so muß man glauben, entweder, daß sie sehr übertrieben haben, oder daß Malta seitdem sehr zurückgegangen ist[2]). Dennoch sind die vorherrschende Milde der Luft, der ausdauernde Fleiß der maltesischen Bauern und die Triebkraft der künstlich bereiteten Scholle so groß, daß ihre Productivität immerhin noch eine sehr beträchtliche genannt werden darf. Seit die Baumwollcultur, aus Gründen, die wir weiter oben angeführt, ihre frühere Bedeutung verloren hat, nimmt der Getreidebau den ersten Platz in der hiesigen Landwirthschaft ein. Doch reicht der Ertrag kaum aus für den dritten Theil der Bevölkerung; der Rest muß importirt werden. Der Weinstock und der Oelbaum, sonst unzertrennlich von den gesegneteren Strichen des Südens, fehlen auf Malta fast gänzlich; in der von der Natur etwas weniger stiefmütterlich bedachten Schwesterinsel Gozo gedeiht zwar die Rebe, doch ist auch dort der Weinbau keineswegs ergiebig. Die beiden einzigen nennenswerthen Ausfuhrartikel[3]) sind Orangen, deren

---

[1]) Prutz a. a. O., S. 339.

[2]) Auch Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, S. 492, nennt die Ansiedelung auf Malta »reich und blühend«.

[3]) Vergl. Zammit a. a. O., S. 23.

jährlich gegen 600 000 Dutzend exportirt werden, und Kartoffeln, die zwei Jahresernten liefern, eine davon im Frühling, zwei Monate früher als im nördlichen Europa. Geringer ist der Export von Tomaten und Artischocken; der der Früchte, namentlich Aprikosen und Pfirsiche, beläuft sich auf 500 000 Kilogramm; und wie gut, wie süß und saftig sie sind, hatten wir selbst Gelegenheit zu erproben: schon während unsres Aufenthaltes, im April, kamen Aprikosen auf den Tisch, die hier um diese Jahreszeit reifen.

Man hat, wenn man die Hochebene der Insel, das eigentliche »Land«, durchstreift, stets ein zwiespältiges Empfinden: man ist im Süden und sucht seine Spuren doch überall vergebens; man wandert stundenlang in der Einöde und kommt plötzlich, unerwartet, an den lieblichsten Erdenfleck, als sei man durch ein Wunder weit weg in die hesperischen Gefilde versetzt. Von solcher Art ist, mittwegs auf der steinigen Straße nach Città Vecchia, die Villa Sant' Antonio, die herrliche Sommerresidenz einst der Großmeister und jetzt des britischen Gouverneurs, ein hübsches Schlößchen, umgeben von einem Park, der alle Schönheit, alle Pracht süditalienischer Gärten in sich vereinigt — voll vom dunklen Grün der Pinien, mit blumigen Gesträuchen, rothen, gelben, violett- und lillafarbenen, mit fruchtbeladenen Citronen- und Mispelbäumen, mit Weingeländen und Orangenblüthen, mit duftigen Myrthen, mit rosenumsponnenen Laubengängen — mit Wasser-

spiegeln, über welchen breitblättriges Schilf sich neigt, mit schillernden Eidechsen, welche zwischen den besonnten Treppenstufen aus den Steinritzen hervorkommen und in ihnen wieder verschwinden. Man erquickt sich an der Fülle des Laubes und lauscht auf das Säuseln der Wipfel; aber Alles ist verschwunden, sobald die Parkthüre sich hinter einem schließt, und man ist abermals auf der weißlichen Fläche, von der sich Dörfer und Kirchthürme nur in blassen, unbestimmten Umrissen abheben. Vor uns, auf einem Hügel, noch in ziemlicher Ferne, wird Città Vecchia sichtbar. Von hier aus gesehen, hat sie ganz den Charakter der mittelalterlichen Burgstadt, von der Kathedrale hoch überragt.

Sie ist die zweite Hauptstadt von Malta, dem Alter nach die erste. Sie stand schon an ihrer Stelle zur Zeit der Griechen, die sie Melita nannten, wie die Insel selbst, und diesen Namen, aus welchem Malta wurde, führte sie noch bei den Römern. Melita — *μέλιττα* die Biene — war die Honiginsel und als solche weit berühmt im Alterthum[1]). Città vecchia — bei den Arabern Medina — war die Residenz der Statthalter, der Sitz der Regierung, bis ihr, spät erst, La Valletta diesen Rang streitig machte. Einer ihrer aragonisch-sicilischen Herrscher nannte sie das bemerkenswerthe Juwel seiner Krone, »il gioiello

[1]) Immer noch ist der Honig eine Specialität Malta's und die Bienenzucht ein besonders lohnender Erwerbszweig der Insel. Vergl. Zammit a. a. O. p. 41.

notabile della mia Corona«. Sie heißt darum auch heute noch officiell: Città vecchia oder Notabile. Den Statthaltern folgten die Großmeister, bis diese sich in das von ihnen neu geschaffene La Valletta begaben; aber bis zum Ende der Ordenszeit fanden ihre Wahl und Inauguration hier oben in Notabile statt. Jetzt ist Città vecchia die geistliche Stadt, in welcher der Erzbischof von Rhodus mit der Curie residirt und an den Hauptfesten celebrirt: die Kirche ist die Hauptkirche von Malta, die Kathedrale, zum Unterschiede von San Giovanni, dem Dom in La Valletta.

Menschenleere Straßen, ein weiter Platz mit dem barocken Kirchenbau, Paläste der Prälaten, Seminarien und Convicte — die Stille des Landstädtchens gepaart mit dem vornehmen Habitus einer erzbischöflichen Stadt. Auch soll man in ihr nicht vergessen, daß dieser kleine Staat von Malta vormals ein geistlich-militärischer gewesen: vor der Kathedrale sind zwei Kanonen aufgefahren, und der alte magistrale Palast, ihr gegenüber, ein schöner Renaissancebau, trägt auf der reichgeschmückten Façade, zwischen den Emblemen des Krieges und der Rechtspflege, die Widmung: »legibus et armis.« Nun hat sich das Merkwürdige begeben, daß ein streng katholisches Gemeinwesen unter die Botmäßigkeit einer streng protestantischen Macht gerathen ist und unter dieser sehr wohl gedeiht. Denn die Malteser, trotz ihrer unverkennbar semitischen Abstammung und ihrer arabischen Sprache, gehören zu

den ältesten Gemeinden der Christenheit und sind die treuesten Söhne des Papstes von Rom. Aber Toleranz ist eine der Eigenschaften der weisen Politik der Briten: in ihrem unermeßlichen Reich kann Jeder nach seiner Façon selig werden, der Brahmane, der Buddhist, der Feueranbeter, der Muselman und der Katholik; und wie Malta das Bollwerk von Englands Weltstellung im Mittelländischen Meer ist, ist es auch immer noch die mindestens ebenso starke Festung des Katholicismus. Außer den beiden erzbischöflichen und theologischen Seminarien, den beiden Jesuitencollegien (an dem von Sant Ignazio unterrichten ausschließlich englische Jesuiten) und zahlreichen anderen geistlichen Häusern, Schulen und Corporationen, gibt es hier, auf so beschränktem Raume (mit Einschluß von Gozo) nicht weniger als sechs Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Wie wir bereits bei Gelegenheit des höheren Studiengangs bemerkt haben, ist das gesammte Schulwesen auf Malta, das höhere wie das niedere, durchaus confessionell katholisch; »es wird keinerlei Unterricht geduldet, der den Grundsätzen des Katholicismus widerspricht« (che sia repugnante ai principii cattolici)[1]). Doch haben wir nicht gehört, daß dieser geistliche Staat je mit dem weltlichen auch nur in die leiseste Collision gerathen wäre; die beiden Excellenzen, der Gouverneur in La Valletta, der Erzbischof in

---

[1]) Statut vom 26. September 1887. — Guida generale, 1892, S. 123.

Città Vecchia (gegenwärtig Don Pietro Pace, D. D., und von einem englischen Cardinal consecrirt) leben in Frieden und Freundschaft nebeneinander, und allgemein wird dem Clerus von Malta das hohe Lob der Menschenfreundlichkeit und jeder kirchlichen Tugend ertheilt.

Die Kathedrale von Città Vecchia ist ein sehr prächtiger Bau, mit herrlichen Intarsien, Deckenmalereien und kostbaren Alterthümern: einem Bilde des heiligen Paul mit aufgelegtem Silbergewand aus Byzanz und einem Goldcrucifix aus Rhodus. Zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Kathedrale neueren Datums, von 1702; aber sie steht auf uralt historischem Boden, an der Stelle, wo der Palast des römischen »princeps« Publius gestanden haben soll, des »Obersten auf der Insel«, als der heilige Paul, der Apostel der Heiden, auf seiner Romfahrt hier Schiffbruch gelitten. Wie viel fromm Legendenhaftes nun auch mit der wirklichen Geschichte sich gemischt haben mag: man wird dennoch bewegt von einem seltsamen Empfinden, halb Bangen, halb Frohgefühl, wenn man diesen »Vorhöfen« naht, von denen der Psalmist singt, diese »Wohnungen« betritt, die er »lieblich« nennt. Denn ernst und hehr, als etwas ganz Gewisses, erhebt sich aus diesem Dämmerlicht der Vorzeit die Gestalt des Heiligen, der, ein Gefangener, auf einem Schiff mit römischem Kriegsvolk und vielen anderen Passagieren, zu winterlicher Zeit und vom Orcan verschlagen, bei dunkler Nacht an diesem Ufer strandete. »Und da wir auskamen, erfuhren

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wir, daß die Insel Melita hieß«. (XXVIII, 1). Wenn man mit diesen Erinnerungen die Apostelgeschichte St. Lucae liest, so wird sie zur ergreifenden Wirklichkeit, und jeder ihrer kleinsten Züge trägt bei, das Bild zu beleben und uns zu vergegenwärtigen.

Nicht viel über eine Wegstunde von diesem Hügel, auf welchem der Palast des »princeps municipii« gestanden und jetzt die Kathedrale steht, an der nordöstlichen Küste, liegt die Bai San Paolo a Mare, wo die Strandung erfolgt sein soll. Der Apostel, dem Festus in Cäsarea gesagt: »auf den Kaiser hast Du Dich berufen, zum Kaiser sollst Du ziehen«, war unter römischer Bedeckung in den Herbstäquinoctien aus dem heimathlichen Hafen abgefahren und, vom Sturme bald hin- und hergeschleudert, bald zu langwierigen Aufenthalten in Nothhäfen gezwungen, nun schon wochenlang auf der erregten See, die man damals noch zur Adria rechnete[1]). Man war weitab vom Course gekommen, der direct nach Syracus gegangen wäre — viel später erst, im Frühling, gelangte man dorthin und hierauf nach Region (Reggio), wo wir den »Umschiffenden« schon begegnet sind. Jetzt war es Winter, Februar, und in der Nacht des zehnten, wo man das von der

---

[1]) Während umgekehrt früher, bis ins vierte Jahrhundert v. Chr., das, was wir heute die Adria nennen, als zum jonischen Meere gehörig betrachtet und als die »jonische Bucht« bezeichnet ward. Mommsen, Bd. I, S. 128 und 322.

Brandung zerschmetterte Schiff verließ und durch Schwimmen oder auf umhertreibenden Planken sich an das Land rettete. Noch immer, am 10. Februar, wird das »Naufragio di S. Paolo Apostolo« als Nationalfest in ganz Malta und Gozo gefeiert, und bis zu dem Jahre des Schiffbruchs, 58[1]), zurück datirt man die Reihenfolge der maltesischen Bischöfe, deren ersten, eben jenen Publius, der Apostel selbst creirt haben soll. Dies stimmt allerdings ebenso wenig mit den Thatsachen, als die Tradition der Malteser irgendwie beglaubigt wäre, nach welcher der Heilige drei Monate lang in einer Kalksteingrotte, die noch jetzt als wunderthätig gilt, gelebt habe: davon steht nichts in der Apostelgeschichte; wohl aber wird man in ihrer Schilderung den Schauplatz der Strandung wiedererkennen: die weite Meeresbucht, den »τόπος διθάλασσος«, den »Ort, der auf beiden Seiten Meer hatte« (XXVII, 41), nämlich das Inselchen Selmun, auf welchem sich heut eine Kolossalstatue des Heiligen erhebt, und den jetzt so stillen Strand, auf den ein älteres graues Gedächtnißkirchlein herabschaut. Auch will man, unter einem der benachbarten Bauernhöfe, neuerdings die Reste jenes Vorwerks gefunden haben, in welchem Publius die Schiffbrüchigen

---

[1]) Nach Renan (Saint Paul, S. 558) freilich wäre das Jahr 60, der Monat der November und nur der Tag der 10. gewesen; jedoch im Kalender von Malta finden sich die Daten, wie oben angegeben.

aufnahm und drei Tage freundlich »herbergete«, wie es in der Apostelgeschichte heißt (XXVIII, 7). Auf jeden Fall zeugen die Katakomben ganz in der Nähe der alten Hauptstadt dafür, daß es hier sehr frühe schon eine Christengemeinde gegeben habe. —

Wendet man sich aus diesem nördlicheren und östlichen Theile der Insel gegen den südlichen und westlichen, so bleiben im Großen und Ganzen zwar die Züge der Landschaft dieselben; aber etwas fruchtbarer und besser angebaut ist hier die Gegend, dichter beisammen liegen die Dörfer und noch weiter zurück in die fast mythische Vergangenheit führen Reste derselben und Erinnerungen. Gleich vor der Stadt, nach dieser Seite hin, liegen die Kirchhöfe, der der Einheimischen, der Katholiken, auf einem Hügel, der der Engländer, der Protestanten, in einer kleinen Entfernung davon, in einer von vielen Bäumen beschatteten Thalsenkung; dann, unmittelbar nebeneinander, der der Israeliten, hoch ummauert, so daß man keinen Blick hineinwerfen kann, und der der Mohammedaner, cimitero arabo, der malerischste von allen, mit Moscheenkuppel und dem Halbmond, mit schlanken Minarets und feingearbeitetem Gitterwerk, durch welches man auf ein einziges, alle Gräber bedeckendes farbenreiches Blumenparterre blickt, von Palmen überwölbt.

Wir kamen durch Casal Curmi — man pflegt hier immer das Wort »Casal«, Dorf (das italienische »casale«), vor jede dieser Ortschaften zu setzen —,

Casal Zebbug, Casal Siggeui; die meisten dieser Dörfer sind von einem Umfang, daß man sie kleine Städte nennen, ja für eine einzige große Stadt halten könnte, so nahe mit ihren grauen Steinmassen, die sich kaum von dem grauen Hintergrund abheben, sind sie, weit über der Ebene verstreut und an den Abhängen emporsteigend, zuweilen aneinander gedrängt. Sie sind von einer ärmlichen Bevölkerung bewohnt, die sich, habgierig oder neugierig, über den seltenen Fremden stürzt oder ihm höhnische Bemerkungen nachruft. Hier aber, mitten unter diesen Zeichen der Uncultur, die jede Verständigung auszuschließen scheint, begrüßt man um so lieber das von der englischen Regierung errichtete Schulgebäude, neben welchem sich regelmäßig in jedem der Dörfer eine englische Apotheke (dispensary) und ein — »police-court« befindet.

Die Viehzucht in den Dörfern beschränkt sich, so viel man bemerken kann, auf Ziegen und Schafe, diese genügsamsten aller Geschöpfe; ich erinnere mich kaum, eine Kuh gesehen zu haben. Die Bestellung des Ackers ist dieselbe, die wir schon kennen; das bißchen Erdreich, das man hat, wird auch hier mit Steinwällen ängstlich zusammen gehalten. Hinter denselben erblickten wir weite Flächen ganz mit grünen Stauden bedeckt, glänzender und üppiger als Alles, was wir zuvor gesehen. Als wir näher kamen, war es — Knoblauch, den ich in solcher Fülle noch niemals habe prangen sehen. Dazwischen ab und an war ein Feld mit Kar-

toffeln oder Weizen, der, um diese Zeit des April, schon voll in seinen Halmen stand. Sonst waren auch hier nur Cactus, ganz weiß vom feinen Staub, der beständig auf den Chausseen weht, große Distelgebüsche, hier und dort eine Gruppe von Steineichen und zuweilen eine Palme, die »einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand.« Ueberall liegt die Natur des Südens gleichsam im Kampfe mit der Ungunst der Bodenverhältnisse; doch hier sollten wir ebenfalls durch eine ihrer schönsten Schöpferlaunen überrascht werden und, wie früher in der Villa Sant' Antonio, ein kleines Paradies finden, aber ein untergegangenes. Bei Casal Krendi waren wir in eine Region gelangt, die noch heute die Spuren eines furchtbaren Erdbebens zeigt, wenn das Ereigniß selber auch schon vor Jahrhunderten stattgefunden haben soll. Der Name des Dorfes wird von dem arabischen oder maltesischen Wort »Tekred,« zerstören, abgeleitet, und die Schlucht, zu der man uns nun führte, das Wunder dieser Gegend, heißt Makluba, von »Takleb,« das Unterste zu oberst kehren. Sie liegt einige hundert Schritte von der Kirche des Dorfes entfernt, und wenn man an ihren Rand tritt, blickt man in eine Welt von Blumen und Grün, deren Düfte berauschend aus der Tiefe heraufsteigen. Die ganze Schlucht ist von ihnen erfüllt; alte Bäume stehen hier mit majestätischen Laubkronen, aber unerreichbar weit unter uns, eine grüne Wildniß, eingeschlossen von zerklüftetem Steingetrümmer, und ein

schwindelnder, halsbrecherischer Fußpfad führt rings-herum. »Das Alles ist da hinabgesunken,« schien unser Begleiter, ein Mann aus dem Dorfe, zu sagen; denn die Sage geht von einer Stadt, die hier einst gestanden und »in ihrer Sünden Blüthe« hinweggerafft sei wie Sodom und Gomorrha. Noch sieht man am jenseitigen Rand ein Kapellchen, dem heil. Matthäus gewidmet, das bei der Zerstörung allein verschont geblieben sein soll und wo jetzt zum Andenken alljährlich ein Volks-fest gefeiert wird. Ich aber glaube, daß die durch den Erdsturz dort unten im Grunde des Kessels auf-gehäufte Bodenschicht, von den hohen Felswänden ge-schützt, dieser sonst auf Malta beispiellosen Vegetation die Bedingungen ihrer Existenz erst gegeben hat, als wolle, wenigstens an dieser einen Stelle, die meridionale Sonne zeigen, wessen sie fähig.

Aber noch etwas viel Merkwürdigeres als selbst dieses Stück einer versunkenen Welt ist in der Nach-barschaft, und auch dahin erbot sich der Mann uns zu führen. »Big stones, big stones!« rief er in Einem fort zum Zeichen, daß er mich verstanden, dazwischen mehrmals »Saracens!« hinzufügend, damit kein Zweifel übrig bleibe Wir machten uns auf den Weg, über ödes Gestein wandernd und durch Gestrüpp auf einem vielfach zerrissenen Boden, der langsam bergan stieg. Wo sich ein Durchblick in den Hügeln öffnete, hatten wir die Fernsicht auf das Meer und die hohe, blaue Küstenlinie von Gozo. Nicht lange, so kam aus irgend

einem Hinterhalt ein zweiter Mann hervor, braun, muskulös, barhäuptig und hemdärmelig wie der unsere, mit zwei gewaltigen Schlüsseln in der Hand. Auch er grüßte mit den Worten: »Big stones, big stones,« indem er auf eine Thalsenkung wies, die durch ein Lattenthor geschlossen war. Was diese Beiden »Saracenen« nannten (an den Gestaden des mittelländischen und Tyrrhenermeers ist dieser Name noch immer ein lebendiger), sind in Wahrheit die Phöniker gewesen, und die »großen Steine« sind die Tempelruinen von Gebel Kim, d. h. Steine der Anbetung. Der mit den Schlüsseln war der Eigenthümer dieses prähistorischen Grundstücks, welches wir nun im Geleite der beiden Männer betraten — sie selber Ueberbleibsel der Vorzeit und einer stammverwandten Rasse. Man erkennt noch die Grundform des Heiligthums, den Längs- und Quergang, die Fenster — Mauerwerk aus ungeheueren Steinblöcken übereinander gethürmt, Fragmente von Altartischen, zerbrochen und umgestürzt, sind noch da; tiefausgehöhlte Steinbehälter, vielleicht für das Opferblut, auch Steinstückchen, an denen sich Spuren einer allerdings rohen künstlerischen Arbeit zeigen. Diese Reste des fernsten Alterthums sind vor etwa vierzig Jahren durch Dr. Cesare Vasallo, den auf Malta wohlbekannten Antiquar, aufgedeckt und als ein Tempel des phönikischen Herkules und der sieben Brüder Kabiri bestimmt worden. Steinerne Götzenbilder und ein Altar mit Inschrift, die hier gefunden, werden jetzt in

der Bibliothek von Malta bewahrt. Wenn daher vorgeschichtlich zu viel gesagt, ist es doch gewiß die vorgriechische Zeit, aus der die Trümmer von Gebel Kim stammen; die, zwischen 1500 und 800 v. Chr. Geburt, wo das Melita der späteren Griechen das Ogygia der Phöniker war. Bei Homer heißt Malta auch noch Ogygia:

> Laßt uns Hermes sofort, den bestellenden Argoswürger,
> Zu der ogygischen Insel beschleunigen. (I, 84.)

Und hier sind wir wieder in der Traum- und Zauberwelt der schönen Griechendichtung! Ihnen, den Griechen, mochte die Insel, »in einsamer Mitte des Meeres« wohl schreckhaft erscheinen, da die grausigen Phöniker sie beherrschten. Wie nachmals im Mittelalter die Saracenen, waren zur Zeit des Homer die Phöniker die gefürchteten Orientalen überhaupt — Handel und Seeraub treibend,

> Phöniker, der Seefahrt kundige Männer,
> Gaudieb', allerlei Tand mitbringend im dunkelen Meerschiff.
> (XV, 414).

Sie stehlen Menschen an den Küsten, um sie dann als Sclaven zu verkaufen (XIV, 297. — XV, 482); nicht harte Worte genug kann Homer finden, um die verhaßten, »die ränkevollen Phöniker« zu schildern:

> — ein phönikischer Mann . . . ein im Truge gewandter
> Gaudieb, der schon Vieles zur Plag' ausübte den Menschen.
> (XIV, 289).

Auf diesem, der Phantasie der Griechen so höchst unwirthlich erscheinenden Eiland — »rauh ist die Insel

von Wald« (I, 51) — gibt es dennoch eine Stätte von unsagbarer Schönheit — »der Göttinnen eine bewohnt sie«:

> Lodernd brannt' auf dem Herde die Flamm'; und fern in das Eiland
> Wallte der Ceder Gedüft, der gespaltenen, wallte des Thyons
> Würzige Gluth. (V, 59.)

Hier, an diesen Strand verschlagen, weilt der Dulder Odysseus, auf seiner unheilvollen Fahrt, nach dem Schiffbruch an der sicilischen Küste, von all' seinen Genossen allein übrig geblieben, »in der Nymphe Gemach, der Kalypso, die mit Gewalt ihn hält« (XVII, 143):

> Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung.
> Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse. (V, 63.)

Beständig mit holden und sanft einnehmenden Worten schmeichelt sie, daß er der Ithaka vergesse —

> Aber Odysseus,
> Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen
> Seines Lands, ja zu sterben begehret er! (I, 57.)

Wenn man von Gebel Kim die Westküste hinauf gegen Norden wandert, so gelangt man nicht weit von der Mellehabucht an einen Hügel mit einer Reihe geräumiger Höhlen, die zum großen Theil von den Bauern der Umgegend zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt werden. Eine jedoch ist von den übrigen ausgezeichnet: eine Quelle des klarsten Wassers entspringt in ihr, rieselt in ein weites Becken herab und wird aus diesem

in einen Garten geleitet, der durch üppiges Wachsthum sich hervorthut, wie man es sonst auf Malta selten trifft. Mitten unter den rauhen Anhöhen, die diesen Erdenfleck umgeben, liegt er da, wie verwunschen; und wenn man den Bauer fragt, der ihn bewirthschaftet, so wird dieser auf die Höhle deutend sagen: »Die Grotte der Kalypso«. Die Wasser des Meeres waschen den Fuß des Abhangs; zur Linken, ganz nahe, sieht man die Inseln Comino und Gozo, zur Rechten dämmert das Inselchen Selmun und die Bai des heil. Paul herauf. So hat man von diesem wunderbaren Punkt auf der Nordwestspitze von Malta den Blick in die beiden Welten, welche für die Menschheit, alle Gegenwart und alle Zeit überragend, die bedeutungsvollsten geworden sind: in die des Homer und die des Neuen Testaments.

III. Syrakus.

Nachmittags gegen Zwei lichtete das Schiff, auf welchem wir Malta verlassen sollten, den Anker. Es war ein kleiner Dampfer, »Gleneagles« genannt, der regelmäßig den Dienst zwischen den Nachbarinseln Malta und Gozo versieht, einmal in der Woche jedoch mit der englischen Post nach der entfernteren hinübergeht und am folgenden Morgen wieder zurück ist. Noch einmal, in der Mittagsbeleuchtung, sahen wir die steil aufragenden Häuserterrassen von Malta, die wir zuerst in der Morgendämmerung erblickt hatten; noch eine Weile, dann lagen die hohen Mauern, die Bastionen, die Forts, der schützende Hafen hinter uns, und nun fuhren wir wieder ins offene Meer hinaus, auf welchem unser Schifflein, das den Südsüdost gegen sich hatte, sogleich heftig zu schaukeln begann. Wir hatten uns, da wir bereits um zwölf Uhr an Bord sein mußten und dieser britische Postdampfer keine Provisionen führt, durch den Schiffsjungen ein mäßiges Frühstück vom Lande holen lassen, das wir mit gutem Appetit verzehrten; dann aber ward es stille. Die wenigen Passagiere, die mit uns die Fahrt theilten, hörten auf zu rauchen, zu lachen, zu plaudern, und über meine

beiden Begleiterinnen senkte sich der Schleier Amphitritens mitleidig herab. Unaufhörlich rollte das Schiff; Möven flogen unter dem Leinenzelt hin und her, rasteten für einen Augenblick auf den Stangen und schwebten dann weiter. Die Sonne ging unter, es wurde Nacht, und noch immer kein Land. In der kleinen Cajüte wurden Lichter angesteckt, ein lieblicher Duft, irgendwoher, stieg auf, ein angenehmes Geräusch von Messern und Gabeln ließ sich vernehmen, Teller klapperten, und die beiden Standespersonen dieses Schiffes, der Capitän und der britische Postbeamte, zwei wackere Malteser, setzten sich zu Tisch. Eine harte Versuchung für Den, der von Malta mit einem kargen Frühmahl abgefahren und sonst ganz munter ist. Man hatte dort, im Schiffscontor, uns gesagt, daß der Reisende für nichts zu sorgen brauche; nun, auf dem Schiff erfuhr ich, daß nicht einmal eine Küche vorhanden sei — wenigstens nicht, so schien es, für die Passagiere.

Da nun die beiden Herren wohlgesättigt waren und auch des schäumenden englischen Porters nicht vergessen hatten, begab ich mich wieder hinauf zu meinen beiden Leidenden. Die Wellen schlugen zum Deck herauf, und alle Sternbilder der Frühlingsnacht glänzten über mir. Der Wind war kalt und das Meer weit und uferlos — dasselbe Meer, in welchem, auf zerschmettertem Kiel, Odysseus neun Tage — nicht neun Stunden nur, wie wir — umhertrieb, ehe denn in Kalypso's Grotte »Kost und lieblichen Wein« er

fand. Auch eines andern Schiffbrüchigen gedachte ich, des Heiligen, der in einer Frühlingsnacht, auf einem alexandrinischen Schiffe, »das in der Insel gewintert und ein Panier der Zwillinge hatte,« dem »Castor und Pollux,« dieselbe Straße, von Malta nach Syrakus, gefahren — dessen Spur der Reisende noch einmal in Reggio begegnet, um ihn dann in der von Blut und Brand rauchenden Atmosphäre des Neronischen Roms entschwinden, in der ewigen Glorie seines Apostolats fortleben zu sehen.

Unter solchen Betrachtungen gingen die Stunden dahin, langsam, langsam; denn der Mensch ist nun einmal so, daß er, an die Bedingungen seiner Existenz erinnert, sogar die Minuten fühlt. Aber nun, auf dieser an Wundern reichen See, geschah das andere, daß die Herzen der beiden Männer von Malta sich rührten, und plötzlich stand ein köstlicher Kaffee vor mir, während die Damen mit einem noch kräftigeren Beef-tea gestärkt wurden. Was die Pflicht nicht gebot, that menschliches Erbarmen; und wenn dadurch auch an der unverantwortlich schlechten Einrichtung dieses unter der britischen Reichsflagge fahrenden Dampfers nichts geändert wird, so will ich doch das Andenken dieser Biedern segnen, die keinen anderen Lohn annahmen, als unseren Dank und das Versprechen, sie zu besuchen, wenn wir »wieder einmal« nach Malta kämen. Als ob man, zu seinem Pläsir, zweimal im Leben nach Malta führe! Doch mit dieser Freundschaft der letzten

Stunde lebt das Bild der Insel selbst freundlicher in uns fort; zur Besiegelung dessen trugen die Beiden mir ihre Namen in mein Notizbuch ein, und ich brauche nur die kräftigen Schriftzüge zu betrachten, um Alles, was in dieser Ferne fast schon zum Märchen für mich geworden, mir noch einmal zu vergegenwärtigen: das Fremde, das Ungewohnte, das Abstoßende sogar, und zuletzt doch wieder das gute Menschenherz, das überall schlägt. —

Indessen war schon die Küste, der wir zustrebten, dunkel aus der vom Sternenglanz zitternden Fluth emporgestiegen, und hier und dort wies ein Leuchtfeuer unserem Schiffe die Bahn, welche merklich glatter wurde, je näher wir zwischen dem Festland und der alten Ortygia dem geräumigen Hafen kamen. Jetzt strahlte kein elektrisches Licht mehr über Syrakus; es schlief in der Finsterniß seiner Jahrtausende; wir hätten uns nicht gewundert, an den Hof des Königs Hieron des Ersten zu kommen, so schwarz war die Nacht. Nur das Feuer des Faro leuchtete hinüber zu den trübseligen Flämmchen der Dogana, bis zu welcher die beiden Malteser uns treuherzig das Geleit gaben. Dann kehrten sie zurück auf ihr Schiff, welches innerhalb der nächsten Stunde die Heimfahrt nach Malta begann, während wir, von dem Unbekannten umgeben, wie in eine neue Welt traten, zu welcher, hier und überall in Italien, der nicht eben anmuthige Weg durch das Zollhaus führt. Schon war die Dampf-

pfeife des »Gleneagles« meilenweit in der Ferne verhallt, als wir noch immer auf unseren Koffern saßen, an der Stelle, wo die Dorier, die Gründer von Syrakus, gelandet, 734 v. Chr. Geburt; und das Schiff mochte halbwegs nach Malta sein, als wir endlich, lange nach Mitternacht, unseren Einzug in die alte Griechenstadt hielten. Uns voran ging der Karren mit unserem Gepäck, dumpf polternd in den einsamen Gassen und seltsame Echos weckend in den schattenhaften Häuserreihen. Wir waren todtmüde und gingen wie im Traum. Wir kamen an einem Dome vorbei, der einstmals ein Tempel der Athene gewesen; an halb in der Erde versunkenen Trümmern, die heute noch Tempel der Artemis genannt sind — der Artemis Alpheiusa, der hohen Herrin dieser Stadt,

»Die, von der Fackel umflammt,
Auf Ortygia's Höhen jagt« —
(Sophokles, Trachinierinnen, V, 207/208).

Der Platz des Archimed, die Burg des Dionys — Götter, Helden und Weise wandelten mit uns durch die Nacht, vom großen Hafen bis zum kleinen, wo zuletzt die Casa Politi vor uns stand, dunkel, nur von einem einzigen schwachen Lichtschimmer erhellt. Mit einem antiken Lämpchen in der Hand empfing uns, auf dem Flur ihres Hauses, Signora Politi, dem Genius des Schweigens gleich, sie, sonst eine redselige kleine Dame, von lebhaftem Temperament und südlichem Aussehen, in Wahrheit aber eine Landsmännin Kant's, die mit ihrer ganzen Königsberger Sippe jetzt Hof und Wirth-

schaft hält in Syrakus und mit einem Ableger derselben, nach dem Beispiel der Alten, sogar Taormina colonisirt hat.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Zwanzigmal trat ich an das kleine Fenster, um, über Hinterhäuser und Dächer hinweg, nach einem Streifen des Meeres zu blicken, der allmälig aus eintönigem Grau sich in flammendes Roth verwandelte. Dem Himmel sei Dank — es war Tag; der erste Tag in Syrakus, und als ich die Thüre meines Kämmerleins öffnete, stand im Rahmen der anderen Thür, mir gegenüber, von Helios' erstem Strahle getroffen, die Gestalt eines Greises, die mich mächtig frappirte. Hoch und imposant, mit dem von Weiß umwallten Haupt, den breiten Schultern und der nothdürftigen Bekleidung dieser frühen Stunde war er einem Olympier nicht unähnlich, — doch nur für einen Moment; dann, sich niederbeugend, griff er nach einem Paar Stiefeln, schloß die Thür und ließ mich im Dunkel zurück. In solchem Glanz erschien mir zuerst Signor Politi, der Prinz-Gemahl des Hauses, das sich nach ihm nennt, ihn aber so wenig versteht; denn seine Heimath liegt da draußen, in den zerstörten Heiligthümern von Syrakus, und er selbst ist jetzt ein Genosse der Götter im Exil, zu deren Tempeln er ehemals so manchen Fremden von Distinction, Fürsten und Gelehrten, geführt hat. Guter Signor Politi, wie lieb haben wir Dich gewonnen! Wie viel unvergeßliche Stunden dankten wir Dir, wenn Du mit

uns durch die Gassen Deiner Stadt gingest, von jedem Kinde gegrüßt und Du Deinerseits jedes alte Gemäuer grüßend und uns die Geschichte jedes alten Hauses erzählend! Wie manchmal, um die Mittagszeit, haben wir mit Dir in einem der beiden Cafés gesessen, in dem großen modernen des Corso Vittorio Emmanuele, namentlich aber in dem kleinen, gewölbartigen, dem Dome gegenüber, dem Croce di Savoia; denn auch ein Glas Marsala hast Du nicht verschmäht, noch Dich unkundig erwiesen in all' jenen Feinheiten der Küche, die nur ein Italiener recht zu schätzen vermag. Und weißt Du noch, wie Du selbst für uns auf den Markt gegangen bist, um uns mit einem Gericht veritabler Carcioffi zu erfreuen — nicht jener stachligen, großblätterigen, dergleichen nach dem Muster der Franzosen auf die Tafel kamen, sondern von jener knospenhaften Art, in Oel gebacken, die der Italiener liebt; und wie dann, durch einen unverzeihlichen Irrthum des stupiden Kellners, dieses Gericht nicht an uns, sondern an einen englischen Clergyman im langen schwarzen Rock mit Stehkragen und weißer Halsbinde kam? Weißt Du noch, wie Du den Ketzer damals verwünschtest, der sich mit Weib und Kind, die köstlichen Artischocken so wohl hatte munden lassen? Weißt Du noch? — Aber davon will ich schweigen.

Wir fühlten uns in der Casa Politi ganz zu Hause. Wir bekamen comfortable Zimmer, mit dem Blick über den kleinen Hafen in das weite Meer hinaus

und der Brandung dicht vor unserem Hause, so daß wir das Rauschen Tag und Nacht hörten und den erquickenden Seewind beständig athmeten; wir saßen bei Tisch unter deutschen Professoren, die hier niemals fehlen; wir waren gut Freund mit Signora Politi und hatten unsere kleinen Heimlichkeiten mit Signor Politi, der, wie mein weiland hessischer Landsmann, der Gastwirth zum Löwen in Fulda, seinen Gästen hätte sagen können: »Kommen Sie, meine Herren! Gehen wir hinüber in den Kurfürsten! Bei mir ist es zu langweilig.«

Bald auch orientirten wir uns in dem Städtlein, dessen enge, jedoch sauber gehaltene Straßen und rege Bewohner uns sogleich sympathisch anmutheten. In ihren offenen Werkstätten saßen die Handwerker fleißig bei der Arbeit; in den Läden war ein lebendiger Verkehr. Behäbig gingen die Bürger ihres Weges, und Wohlstand und Zufriedenheit schienen allgemein. Ein höfliches Wesen zeichnet die Syrakusaner aus, und nicht nur im Vergleich mit Malta, sondern auch mit mancher süditalienischen Stadt befindet man sich hier unter einer gesitteteren Bevölkerung: keine Zudringlichkeiten der Kutscher und Führer, keine Bettler; dagegen die größte Zuvorkommenheit, ja Liebenswürdigkeit, an wen man sich, hoch oder niedrig, wenden mag. Im Tageslicht gesehen, bildeten die Trümmer der antiken Welt mit ihrer gegenwärtigen Umgebung ein einheitliches Ganzes, welches in unabsehbarer Folge das Einst und das

jetzt in trauliche Gemeinschaft bringt, beides, mit allen Zwischenstufen, vor unseren Augen noch bestehend, wie sich in die majestätischen Säulen und mächtigen Cellawände des Tempels der Athene die Kathedrale der Sta. Maria delle Colonne eingefügt hat, ehrwürdig auch sie, aus jener Zeit, wo Heidenthum und Christenthum einander noch nahe berührten. In unseren Ländern fühlt man nur den Gegensatz zum Alterthum; hier, in diesen Ländern des Südens, fühlt man den Zusammenhang. Wir lernen es nur aus Büchern kennen; hier ist es auf der Straße. Man wird mit ihm so vertraut, als ob es noch zum täglichen Leben gehöre. Meilenweit über die benachbarten Hügel und Ebenen des Festlandes, als Syrakus noch das »großstädtische« war, »des kampfaufwühlenden Ares Heiligthum«, als »Hieron siegend im Prachtgeschirre Ortygia mit weitstrahlenden Kränzen umwand«, zog sich die königliche Stadt, die jetzt wieder zur Insel zusammengeschrumpft ist, von der sie vordem ausgegangen. Draußen die colossalen Trümmer einer untergegangenen Welt, die Reste der Mauern und der Burgen, das Theater auf der Höhe der Neapolis, die Latomien in den Abhängen der Achradina, das Castell und die Casematten des Euryalos an dem Felsplateau von Epipolae. Doch fast ergreifender für mich war es, in dieser kleinen Inselstadt zu gehen, in deren Straßen ununterbrochen seit mehr als dritthalbtausend Jahren Häuser stehen und Menschen wohnen — in welcher der Strom mensch-

lichen Lebens, ebbend und fluthend, niemals gestockt hat. Noch widerhallen diese Gestade von Pindar's Siegesgesängen, noch schwebt mit dem Seewind ein Nachklang Aeschyleischer Verse, noch begleitet uns, den großen Hafen entlang, die hehre Gestalt des Thukydides, von der blutigen Schlacht erzählend, in der ein ganzes Athenisches Heer zu Grunde ging. Und liebliche Mythen, älter als der Historiker, älter als die Dichter, schlingen und weben sich um diesen Strand, ihn mit der alten Heimath verbindend, und die Götter Griechenlands weilen auch hier.

»So, da geraubt den Orion die rosenarmige Eos,
Zürntet ihr jener so lang', ihr ruhig waltenden Götter,
Bis in Ortygia's Flur die goldenthronende Jungfrau
Artemis unversehens mit lindem Geschoß ihn getödtet«.
(Odyssee V, 121).

Hier auch ward Arethusa, die Nymphe, flüchtend und Rettung erflehend vor dem Flußgott Alpheios, in eine Quelle verwandelt. Aber der Liebende folgt durch die Tiefen des Meeres, aus dem fernen Arkadien und Elis' schöner Landschaft der Geliebten, bis er sie hier wieder findet und sie, durch solche Treue gerührt, sich nun für immer mit ihm vereint, ein Sinnbild vielleicht für das starke Band, welches, wenn auch unsichtbar, durch das ganze Meer hin vom fernen Heimathland bis zu dieser Colonie reicht, und ein Thema der Dichtung für alle Zeiten. Homer's »heiliger Quell Arethusa« (Odyssee, XIII, 406) ist noch in Althellas; aber

schon Theokrit spricht von »Sikeliens Quell Arethusa« (Die Chariten, 102); und Moschos, gleichfalls ein Syrakusaner und ein jüngerer Zeitgenosse des Theokrit, singt:

»Wenn Alpheios den Weg zum Meer nimmt, hinter sich Pisa,
Bringt Arethusen im Lauf' er das ölbaumtragende Wasser,
Liebliche Blätter und Blüthen und heiligen Staub als die Mitgift«.
(VII, 1. — Uebersetzt von Notter.)

»Pisa« war, in Altgriechenland, die frühe zerstörte Nachbarstadt Olympia's, deren Andenken und selbst Namen auf die letztere vielfach übertragen ward.

In dieser Gestalt erhielten die römischen Dichter den Mythus von den griechischen, und als Trinakria längst zur römischen Provinz geworden, läßt Ovid (in den Metamorphosen, V, 493) die Nymphe sagen:

. . . . »von fernher bin ich gekommen,
Pisa ist Heimath mir, und wir leiten von Elis den Ursprung.
Uebergesiedelt bewohn' ich Sicanien, aber vor allen
Halt' ich werth dies Land. Hier hat Arethusa Penaten,
Hier jetzt häuslichen Sitz«.

Und abermals nach anderthalbtausend Jahren, als Sicilien hoffnungslos unter der spanischen Fremdherrschaft schmachtete, berührt Ariost's leichtgeschürzte Muse das Eiland:

»zu welchem unterhalb der Wogen
Sich Arethusa wandt' auf dunkler Bahn,
Als vor dem Buhlen, den sie lange quälte
Und lange mied, sie sich umsonst verhehlte«.
(Orl. furioso, c. VI.)

Der schutzreichen Göttin Artemis, die darum in Syrakus den Beinamen der Alpheiusa erhalten, ward der Tempel gebaut, dessen eng zusammengedrängte Säulen und breite Treppenstufen — jetzt als »Tempio di Diana« bezeichnet — man noch in einer Vertiefung der Via Diana sieht; und in gewissem Sinn ist heute noch die Fontana Arethusa das Wahrzeichen von Syrakus, ähnlich der Fontana Trevi, nur mit dem Unterschiede, daß, wer aus ihr trinkt, die Gabe der Dichtung empfangen soll. Zum Unglück ist ihr Wasser jetzt sehr bitter geworden; denn es hat sich wirklich, um die Sage ganz wahr zu machen, mit dem Seewasser vermischt.

Aber ein freundlicher Anblick ist es trotzdem, das steingefaßte Becken, in welchem, von hohen Papyrusstauden umkränzt, die Quelle der Nymphe noch immer frisch emporsprudelt, und kein Fremder versäumt, auf den Marmorstufen zum Rande des Wassers herniederzusteigen, in welchem kleine Fische gar munter umherschwimmen. Als wir uns dem Brünnlein nahten, stand, über dem Gitter geneigt, eine feine Frauengestalt, in einiger Entfernung von Herren und Damen umgeben: es war die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich, die junge Wittwe, die wir zwölf Jahre früher als liebliches Königskind in ihrer Heimath, in Brüssel, gesehen hatten, während der glänzenden Feste, mit welchen Belgien das fünfzigste Jahr seiner Unabhängig-

keit feierte. Welch' ein Leidensweg von dort und damals bis hierher, zur Fontana Arethusa —

»dies zu erzählen
Kommt wohl schickliche Zeit, wenn du erst wieder von Sorge
Frei sein wirst, und erheitert dein Blick . . .«
(Ovid, Met. V, 499.)

Dann geleitete der Sindaco von Syrakus die noch immer Trauernde zu dem Boot am Ufer, und die Fürstin mit ihrem Gefolge fuhr wieder hinaus zu dem mächtigen Kriegsschiff, das, nicht weit von hier, auf der Rhede lag, buntbewimpelt und die Reichsflagge stolz im Winde gebläht.

Doch auch den Einheimischen ist die Stelle lieb. Eine der schönsten Promenaden führt von hier den Seestrand entlang. Palmen und Platanen breiten ihre Kronen über ihm aus; der Frühling schmückt ihn mit Rosen und süß duftendem Jasmin, und von dem Gemäuer, über welchem sich die Häuser der Stadt und die Kuppel des Domes emporbauen, hängt das violett blühende Gesträuch herab, das man, zur Ehre des höchsten Gottes, barba di Giove nennt. Behaglich im Sonnenschein sieht man hier die Leutchen einherschreiten, wohlgenährte Priester, mit einem Ausdruck von Zufriedenheit den Weg messend, da die Glocken der Stadt die Mittagsstunde verkünden; Officiere mit knappen goldbetreßten Jacken und Schleppsäbeln, Arm in Arm und im Munde die lange Cigarre; junge Burschen, Schulknaben die Treppen herabstürmend von

dem nahen Lyceum; Kinder, deren fröhliche Stimmen das Gezwitscher der Vögel übertönen und mit dem sanften Anschlag der Meereswogen sich mischen. Es ist noch gar nicht so lang, da sah man andre, traurigere Gestalten hier: da stand hier ein Kerker, berüchtigt wie nur einer der Bourbonenzeit, und ältere Syrakusaner erzählen noch mit Schaudern von den Gefangenen, die, je zu Zweien aneinandergefesselt, ihre Ketten und Kugeln nach sich schleiften. Mit so vielen anderen Unwürdigkeiten ist auch das Bagno von Syrakus im Jahre der Befreiung hinweggefegt worden, und wo der Passeggio de' Captivi war, da reiht sich jetzt an den Passeggio Arethusa der Passeggio Adorno, zur Erinnerung an Gaëtano Adorno Zappalà, den verehrten Sindaco, der die Stätte der Knechtschaft in einen Garten umschuf. Eine Marmortafel ist dem Gedächtniß des biederen Mannes gewidmet, und in der Verbindung seines Namens mit dem der Arethusa der jüngste Ruhm von Syrakus mit dem ältesten verknüpft worden.

Freilich erinnert hier, in ihrem täglichen Leben, nichts mehr daran, daß Syrakus einst die größte Stadt Siciliens, ja der ganzen europäischen Welt von damals war. In kleinstädtischer Behaglichkeit hat man sich zwischen den Resten des Alterthums eingesponnen, wie ja das elektrische Licht auch durch das Gefälle der antiken Wasserleitung erzeugt wird. Aber ein Andres ist es, sobald man die Gassen der Insel hinter sich

läßt, und über den schmalen Isthmus, der sie mit dem Festlande verbindet, in dieses hinaustritt. Hier ist die melancholische Hoheit einer untergegangenen Welt; hier spricht Alles, ringsum und meilenweit, von einer Größe, deren Trümmer selbst verwittert, wenn nicht verweht sind. Wo die volkreichen Straßen, die mit Statuen geschmückten Plätze, die Hallen und Märkte waren, wo die Tempel und Paläste standen, deckt jetzt Ackerfeld den steinigen Boden, und nichts Erschütternderes für uns, wie oft auch wir an ihr vorüberkamen, als eine einzige Säule, die hoch und einsam, mitten aus dem Getreide hervorragt. Nur das Theater mit dem wunderbaren Blick bis ans Meer und die Veste von Euryalos auf den entfernteren Hügeln bezeichnen noch als feste Landmarken den Umfang der ungeheuren Stadt, die sich einst hier ausdehnte. Schweigen ruht jetzt auf der Landschaft, und in üppigen Pflanzenwuchs sind Höhen und Tiefen wie versunken. Die feierliche Stimmung, in der man dies Alles in sich aufnimmt, ward noch seltsam erhöht durch einen schwermüthigen Ton in der Natur und den raschen Wechsel der Beleuchtung. Der Scirocco wehte; bald verschwand die Sonne hinter dem Gewölk, bald brach sie wieder strahlend daraus hervor. Licht und Schatten folgten einander unvermittelt, mit zauberischer Wirkung. Unter einem solchen Himmel war es, daß ich das Grab Platen's besuchte, der hier, in dem Lande seiner Sehnsucht — »dem ehmals oft von Gesängen umflutheten Eiland« — seine frühe Ruhestätte gefunden hat.

Mir war Platen immer, von den Schultagen an, eine Lieblingserscheinung unter den deutschen Dichtern. Mir bebte das Herz, wenn er, in seiner Parabase, den mächtigen Gesang anstimmte:

»Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
Aufstrebte die Welt in verjüngter Gestalt, klang auch ein germanisches Lied nach«.

Nicht des Hochmuths mocht' ich ihn zeihen, »wie die Meisten« (Hymnus aus Sicilien); denn »verächtlich ist des Kleinlichen Eitelkeit« (An Hermann Schütz). Vielmehr tragisch ward er mir in seiner Vereinsamung. Und durft' er nicht, neben den großen Dichtern der neueren Zeit, neben Kleist, Bürger und Stolberg, Schiller und Klopstock und Goethe, der »Blume der Anmuth«, neben Rückert und Uhland, der neunte zu sein sich rühmen? »Bedächtige Männer leugnen es nicht«. Es ist fast ein Gemeinplatz der Literatur, von seiner Marmorglätte, seiner Marmorkälte zu sprechen, als ob unter dem classischen Marmor nicht auch eine Seele sein könnte. Populär zu werden, war nicht seine Bestimmung, auch darin ein Gegensatz zu Heine, mit dem er im Leben hart genug aneinander gerathen. Daß Platen dabei den Kürzeren gezogen, wird Niemand behaupten. In den vollendetsten Formen hat er sich bewegt, in der Klage niemals der Würde vergessen, noch im höchsten Affect des Maßes, und wenn er zu den Waffen des Witzes, zur Satyre griff, immer noch

der Edelmann. Soll es ihm endlich zum Vorwurf gemacht werden, daß er in sich selber den Trost sucht für Verkennung, die lebenslang sein Schicksal war, und daß er ihn dort findet?

»In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts«.

Hier nun, »auf unsterblichen Trümmern«, bittet er im Festgesang sein fernes Vaterland, ihn die Lorbeern pflücken zu lassen, die vielleicht es ihm bewilligt —

»Doch nicht sei'n um mein schwermüthiges Haupt sie gewunden,
Nein, auf deinen Altar seien sie niedergelegt«.

Es war genau, fast auf den Tag, ein Jahr, daß ich in des Dichters fränkischer Heimath, der ehemals markgräflichen Stadt Ansbach, vor seinem Geburtshause gestanden. Es liegt in einer stillen Seitenstraße, heut die Platenstraße genannt, ein Erkerhaus mit zierlichem Säulenporticus und allerlei Reliefschmuck, über einem Marmorköpfchen die Gedenktafel mit König Ludwig's Inschrift: »Hier entsproß die Tulpe im deutschen Dichtergarten am 24. Weinmond 1796«. Darüber das alte, reichvergoldete Hauszeichen: ein Adler, der Sonne zuschwebend — nach der es immer noch »Zur Sonne« heißt — mit der Umschrift: »Phoebo auspice surgit. Anno 1696«. — Selten wohl ist ein Wort

prophetischer gewesen, als dieses, hundert Jahre vor der Geburt des Dichters. — Sein Denkmal steht neben dem alten Schlosse der Markgrafen, vor dem Hofgarten, ein steifes Werk, aber mit dem Hintergrunde grünender und blühender Bäume, gebildet aus dem Erz, das gleichfalls König Ludwig geschenkt, und auf der Vorderseite mit den Worten: »August Graf von Platen-Hallermünde, geboren in Ansbach 24. October 1796, gestorben in Syrakus 5. December 1835«.

Und heut' stand ich wirklich in Syrakus, vor seinem Grabe! Wenn er sie sich hätte wählen dürfen, diese letzte Ruhestätte, sie könnte nicht schöner sein als hier, auf der Höhe der Villa Landolini, wo es immer, das ganze Jahr durch, wie von einem ewigen Frühling grün ist um seine Gruft, wo die Rosen schon im April blühen und der zwitschernde Vögelchor niemals verstummt. Und hier, um die Mittagsstunde, plötzlich, hörten wir auch die Nachtigall — die erste, die einzige, die wir in Sicilien gehört. Lorbeern wachsen rings um sein Grab, Verbenen, Levkoien, Pelargonien bedecken es, und von einem alten Oelbaum überwölbt erhebt sich der bescheidene Denkstein, »errichtet von Freunden und Verehrern 1869«: ein Obelisk, den die Lyra mit den Masken der tragischen und der komischen Muse schmückt, und die wohlgelungene Büste des Dichters krönt.

So ruht er hier, nicht weit von dem griechischen Theater, auf dessen heute noch deutlich erkennbarer

Bühne und Orchestra die Werke der großen Tragiker aufgeführt wurden; von dessen in ungeheuren Ringen aufsteigenden, jetzt von wilden Blumen überwucherten Sitzreihen, weit und weißlich schimmernd unter dem mattblauen Frühlingshimmel, einst Tausende von Zuschauern herabblickten, und in dessen Steinbrüstung eingemeißelt die Namen zweier Königinnen, eine von ihnen die schöne Philistis, Gemahlin Hieron's II., die nach ihnen genannten Abtheilungen noch erkennbar machen. Griechenthum und Römerthum und erstes Christenthum berühren hier einander dicht; dort oben, über dem Theater, die Todtenstadt der Griechen, in den Fels gehauen, Kammer an Kammer, mit der Luft und der Helle des Tages; hier, unter San Giovanni, die lichtlosen Katakomben, tief in der Nacht und modrigen Kälte des Erdenschoßes; dazwischen das zierliche Oval eines römischen Amphitheaters, die letzte Spur der römischen Colonie, die zur Zeit des Augustus hierher verpflanzt worden — ein verkleinertes Abbild des Colosseum, mit dem Wasserviereck zum Kampfspiel der Schiffe, mitten in einem Wiesengrund, in dem herb und süß duftende Kräuter blühen, und hier und überall der Blick auf das wogende Blau des jonischen Meeres, und der um die Mittagszeit wahrhaft berauschende Blumengeruch aus den Latomien, den alten Steinbrüchen. Einst Gefängnisse der siebentausend kriegsgefangenen Athener, die hier in der Sonnengluth schmachteten, starben und verdarben, sind die Latomien jetzt Gär-

ten von unbeschreiblicher Pracht in dem brütenden Schoß der sie hoch überragenden, riesigen Felsen — eine, die Latomie des Paradieses, mit dem wunderbaren und heute noch bewundernswerthen, dem menschlichen Hörorgan anatomisch genau nachgebildeten, aber ins Ungeheure gesteigerten »Ohr des Dionysos;« eine zweite, die der Santa Venera — die jedoch, eine veritable Heilige, nichts mit der Göttin zu thun hat, deren berühmten, jetzt im Museum von Syrakus aufbewahrten Torso man in eben dieser Schlucht gefunden — ein einziges Labyrinth üppigster Vegetation, mit einem Arom gefüllt, wie die Rosengärten von Schiras. Dies ist nun für immer die Nachbarschaft und Umgebung des Dichters, der wunden Herzens sich von der Heimath abgewandt, um, im Tode glücklicher als im Leben, hier sein Grab zu finden; zu ihm herauf weht der Seewind, der alle Düfte des Frühlings mit sich trägt und der, wenn er im Gezweige ringsum säuselt, die »Festmelodien« der Alten zu wecken scheint und mit den Stimmen griechischen Wohllauts den stillen Hügel des deutschen Sängers grüßt —

»Wo so gewaltige Hymnen ersonnen der göttliche Pindar,
Wo Theokrit sich drauf unter die Hirten gemischt.«

Der »Ritter« Landolina, nach dem die Villa heißt, spielt schon in Seume's »Spaziergang« eine Rolle. Man fragt den wunderlichen Mann, der — »um sich ein wenig auszulaufen« — mit einem Tornister, einem Knotenstock und einem tapfren, fröhlichen Herzen, von Leipzig aus-

marschirend, ganz Italien und ganz Sicilien per pedes apostolorum in neun Monate durchwandert: »An wen seid Ihr in Syrakus empfohlen?« — »An den Ritter Landolina«, gibt der Spaziergänger zur Antwort. — »Den kenne ich«, ruft Einer. — »Ihr seid also arm und wollt den Giro machen und geht zu Fuße?« sagt ein Andrer. Freilich, freilich; und er, der sächsische Bauernsohn, der nicht lange vorher, von hessischen Werbern nach Amerika verkauft, mit den Huronen »Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken« getheilt und hierauf als russischer Grenadierlieutenant sich mit den Polen herumgeschlagen hatte, wird nun von dem angesehensten Syrakusaner gastlich empfangen. Landolina, hochverdient um die Kenntniß und Erhaltung der Alterthümer seiner Stadt und mit deutschen Gelehrten nahe befreundet, findet offenbar Gefallen an dem seltsamen Weltfahrer, der fließend Lateinisch spricht und seinen Theokrit bei sich in der Tasche hat. Tagelang ist er sein Führer durch die Ruinen von Syrakus, das ehemals, bevor die Römer es zerstört, mit seinen fünf Quartieren (der Inselstadt, Neapolis, Achradina, Tyche und Epipolae) zweiundzwanzig (englische) Meilen im Umfang hatte[1]). Noch einmal, nach dem Ende des Bürgerkriegs, als Cäsar Augustus in jahrelangem blutigen Kampfe Sicilien dem Sohne des Pompejus wieder entrungen hatte, versuchte man (21 nach Chr. Geb.)

---

[1]) Gibbon, Roman Empire, 665.

das tief gesunkene Syrakus durch römische Colonisten neu zu beleben. Weite Strecken, die verwüstet waren und seit zwei Jahrhunderten in Trümmern gelegen hatten, wurden, zwischen dem großen Hafen, Neapolis und Achradina, wieder aufgebaut. Aber zur alten Größe konnte die Stadt sich nicht mehr erheben, und als der heilige Cosimus, Bischof von Syrakus, im Jahre 646 den Athenetempel in den heutigen Dom verwandelte, da gab es nur noch ein kleines Syrakus auf der Insel Ortygia, von der es ausgegangen, und auf dem Festlande, wo das große gestanden, gab es nur noch einzelne zerstreute Häuser und Kirchen, zwischen denen neben den Resten des alten griechischen Theaters die des römischen Circus lagen. Und hierher, auf die Felsenspitze von Euryalos — dieselbe Stelle war es, an der einst der römische Feldherr Marcellus, auf die halb erst bezwungene Stadt niederblickend, Thränen vergoß über ihre Schönheit, ihre ruhmvolle Vergangenheit und das Schicksal, das er ihr bereiten mußte[1]) — hierher führt der Ritter Landolina den deutschen Wandrer, und als sie lange schweigend nebeneinander gesessen, sagt der würdige, patriotisch eifernde Mann, indem er über das große, traurige Trümmerfeld seiner Vaterstadt hinschaut: »Das waren wir!« und mit einem Blick auf das kleine Häufchen Häuser: »Das sind wir!«

Dieser Landolina war der Vater desjenigen, der

---

[1]) Freeman, a. a. O. 307.

dreiunddreißig Jahre später so viel dazu beigetragen hat, die letzten Tage Platen's zu verschönen, und auf dessen Besitzthum er sein frühes Grab gefunden. So tolerant dachte dieser Mann, daß er einen der besten Theile seines umfangreichen Parkes zum Kirchhof für die zu Syrakus verstorbenen Deutschen und Engländer hergab, die sonst, als Nicht-Katholiken, hier schwerlich in würdiger Weise hätten bestattet werden können: mehrere Grabdenkmäler haben sich neben demjenigen Platen's auf der bewaldeten Anhöhe noch erhalten. Aber dies war nicht Alles, was er für den sterbenden Dichter gethan hat. Wir wissen es aus Goedeke's Biographie, wie sehr er sich des plötzlich Erkrankten angenommen. »Ich war hier«, schreibt Platen in seinem letzten Briefe seiner Mutter, »an einen alten Herrn, Namens Don Mario Landolina, empfohlen, der mich ganz vorzüglich freundlich aufnahm, mir auch eine Wohnung besorgte«. Mit Hülfe meines wackren Signor Politi gelang es mir, diese Wohnung ausfindig zu machen. Das Geschlecht der Landolina — jeder Deutsche sollte den Namen mit Hochachtung aussprechen — blüht heute noch; ihr Palazzo steht, mächtig und beide Seiten beherrschend, an der Ecke der Via Maestranza (so nennen noch immer mit dem alten Namen die Syrakusaner den Corso Vittorio Emmanuele) und der Via Roma, mit dem Blick auf die Piazza Archimede: Läden sind jetzt in den unteren Räumen, und das Obergeschoß ist an die Bank von Sicilien (Banco di Sicilia) ver-

miethet. Der gegenwärtige Cavaliere Landolina ist der Enkel, mütterlicherseits, des alten Don Mario, dessen Namen und Titel er erbte, nachdem dessen beide directen Nachkommen gestorben waren. Von all diesen Dingen sprach Signor Politi mit einem jugendlichen Eifer und Feuer, als ob sie sich gestern ereignet hätten, und nicht vor sechzig Jahren. Sein Vater war, wie er sich ausdrückte, »Archäolog« in Syrakus gewesen und ein guter Freund Don Mario's; er selbst, als Knabe, hatte Platen — il conte Platen — oft gesehen und beschrieb ihn als »einen schmächtigen Mann mit zartem Gesicht und Schnurrbärtchen«. Das Haus, in welchem der Dichter starb, ist das vorletzte der Via Amalfitania, welche von der Piazza Archimede zum Porto grande führt. Es liegt dicht neben dem von anspruchslosen Reisenden viel besuchten Albergo del Sole, trägt die Nummer 19 und war früher selbst ein Gasthof, Albergo Arethusa, nach der benachbarten Fontana so genannt, und besonders bei den Künstlern beliebt. Es gehörte damals, und gehört heute noch, der Familie Landolina, die jedoch, wie Signor Politi gleichsam entschuldigend bemerkte — »keinen Werth mehr darauf legt«. Denn in der That befindet es sich in einem so verwahrlosten Zustande, wie man dergleichen nur in italienischen Städten sehen kann. Es war, als wir davor standen, unbewohnt und, nach unsren Begriffen, auch unbewohnbar, wiewohl überall Zettel mit dem wohlbekannten »Si loca« hingen. In den kleinen eiser=

nen Balconen, welche die Fenster des vier Stock hohen Gebäudes umgittern, wuchs Unkraut, die grünen Thorflügel waren von Feuchtigkeit verrottet und die gelbe Farbe der Wände bröckelte herab. Da der Eingang von dieser Seite geschlossen war, suchten wir ein Hintergäßchen, Ronco Aquila, auf und gelangten über ein schlüpfriges Pflaster an eine Plankenthür, durch welche wir in den Hofraum blicken konnten. Ueber dieser Thüre waren Platen's Zimmer, deren Hinterfenster in den Hof gingen, während die Vorderfenster nach der Straße schauten. »Hier hat der Graf gesessen, wenn er auf Don Mario wartete; von hier aus hat er ihn die Straße herabkommen sehen«. So schloß Signor Politi seinen erklärenden Text zu den fast schon erloschenen Bildern der Vergangenheit.

Inzwischen hatte der warme Wind schwere Wolken von Süden heraufgeführt. Gegen Abend kam ein heftiger Sturm, ungestüm gegen das Gestade schlugen die Wogen, und endlich in der Nacht strömte der Regen nieder, den die Syrakusaner, nach wochenlanger Dürre, mit Sehnsucht erwartet hatten. Doch schon am andern Morgen, als wir die Fensterläden öffneten, lächelte die Sonne wieder, ein bißchen schwach noch, wie von dem Kampf ermattet, der auch in dem bewegten Wasser nur mälig ausklang; aber immer heller, immer weiter schien die Ferne sich zu dehnen; durch das ziehende Gewölk schimmerte der blaue Frühlingshimmel, und die Möven flatterten wieder in die

See hinaus, silbern auf dunklem Grunde. Solch ein Tag und solch ein Licht war es, unter dem die verborgenen Kräfte der Natur nicht sanft zu ruhen, sondern lebendig und sichtbar zu werden scheinen, und auch in der Fremde die Menschenseele den ewigen Heimathlaut vernimmt. An diesen Stätten gewaltiger Völkerschicksale lernt man begreifen, wie wenig vom Ruhme der Nationen übrig bleibt, und dies Wenige doch genug, um ihm Unsterblichkeit zu sichern. Was ist es denn, daß eine große Vergangenheit so mächtig zu uns spricht, und daß wir sie verstehen? Daß ihre Tempel gleichsam aus dem Schutt auferstehen, ihre Ruinen sich beleben; daß der Mythus und das Märchen, der Heldengesang und das Volkslied uns in die Dämmerzeit der Geschichte zurückversetzen? Still ist es jetzt am Anapos; aber wenn wir zu seinen sumpfigen Ufern hinabsteigen, wird es in der Ebene laut wie von Lagerlärm und Schlachtgetümmel; über dem Hügel, wo die beiden Säulenstümpfe stehen, prangt in all seiner Pracht von Marmor und Gold das Heiligthum des Zeus, das Olympeion; im großen Hafen liegt die Flotte der Athener und dem Ansturm karthagischer Scharen trotzt die riesige Ringmauer, bis Jahrhunderte später die römischen Legionen kommen und mit ihnen das Verhängniß, das alle Fortificationskünste, Wurfmaschinen und Brennspiegel des Mathematikers Archimedes nicht aufzuhalten vermögen. Römische Soldaten, als er sie bittet, seine Zirkel nicht zu stören, erschlagen den Greis,

und mit ihm, dem letzten großen Namen dieser Stadt, erlischt ihre Herrlichkeit für immer. Die griechische Welt geht in der römischen unter, und Syrakus, zu der Zeit, wo von Rom noch nichts war als die Strohdächer am Palatin, die große, die glänzende Hauptstadt mit drei- bis viermal hunderttausend Einwohnern, sinkt zur Provinzialstadt herab, mit heute wohl kaum über dreißigtausend. Aber wohin wir blicken und wohin wir lauschen, bekannte Gestalten und bekannte Klänge — Bilder aus der Knabenzeit, wie von »Dionys, dem Tyrannen« — Reminiscenzen aus den Schuljahren, wie von jener Nymphe, der Stammesmutter Arethusa's, der Kyana, deren Klage man immer noch zu vernehmen meint an dem von hohen Papyrusstauden bekränzten Teich, der nach ihrem Namen heißt.

An diesem Nachmittage fuhren denn auch wir hinaus nach dem Euryalos — eine der köstlichsten Fahrten, die ich je gemacht, in der laulich wehenden Frühlingsluft, unter einem milden Lenzhimmel, knorrige Oelbäume zur Seite des Weges wechselnd mit zierlichen Mandelbäumen, unter deren feinen, schmalen Blättern die Frucht schon schwoll; Maulbeerbäume mit mächtig belaubten Kronen, Feigenbäume, Weinpflanzungen, Weizenfelder in üppigem Wachsthum, von Aehren schwer in dieser frühen Zeit, wo bei uns das Getreide kaum in Halmen steht — dazwischen Cactus von ungeheurem Umfang und bizarren Formen, in ganzen Hecken, himmelhohe Pinien, majestätisch in ihrer

feierlichen Ruhe, reiche Triften mit weidenden Kühen, wohlgenährt und glänzend von Behäbigkeit. Auf der Landstraße reges Leben — buntbemalte Karren, Maulthiere und Esel, beladen mit gewaltigen Bündeln von Heu, das getrocknetem Haferstroh mit den Aehren daran glich, die Reiter mit weit auseinander gespreizten Beinen darauf, ländliche Scenen, nicht ganz ohne Beimischung von Humor oder Komik, die sich auf der ganzen Strecke wiederholten und später, bei der Heimkehr gegen Abend, bis in die Thore der Stadt hinein fortsetzten.

Wir kletterten dann auf den noch gut erhaltenen Treppen in den Gängen und Kammern von Dionysios' Bergveste herum, seltsam erleuchtet von dem hier und da durch die Thüröffnungen hereinfallenden Sonnenschein; wir erstiegen die freien Anhöhen über dem Meere, wo die verstreuten Quaderblöcke noch die Richtung des alten Mauerwerks andeuten; wir genossen des kühlenden Seewinds, der unvergleichlichen Aussicht in die gesegnete Landschaft und fuhren nun längs des rauschenden Meeres zu dem hochgelegenen Kloster der Kapuziner und der nach ihm genannten Latomie, jetzt Eigenthum der Signora Politi, die freundlichst erschienen war, um uns die Honneurs dieses blühenden Labyrinths zu machen. Barocke Felsbildungen umschließen auch diese Schlucht, in welcher die Buchsbaumhecken stärker dufteten, die Mispelbäume voll von gelblichen Früchten hingen, hier und da noch eine Orange glühte und Alles

mit einer Laub- und Blüthenfülle so dicht bedeckt war, daß der letzte Sonnenstrahl kaum noch hindurchzudringen vermochte. Da wir wieder heraufkamen, war die Sonnenkugel eben im Untergehen; aber ihr Widerschein färbte die Häuser von Syrakus, leuchtete wie Gold noch ein Weilchen über dem blauen Gebirge und schwand dann bald in Grau, während hoch über uns am Abendhimmel das erste Viertel des Mondes und der Abendstern, treulich gesellt, erschienen. —

Und nun war es Mai geworden, und ich hätte wohl, wie Seume vor neunzig Jahren, diesen Tag mit den Versen des Wandsbecker Boten grüßen können:

»Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weise, keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.«

Denn an diesem Tage, dem ersten Maientag, der auf einen Sonntag fiel, feierte Syrakus das Fest seiner Schutzpatronin, der heiligen Lucia, welche (305 n. Chr. Geb.) unter Diocletian den Märtyrertod starb, und wohl ihr zu Ehren strahlten in vollkommener Bläue der Himmel und das Meer, wehte die Luft in belebender Frische, die balsamische Würze des Landes gemischt mit dem kräftigen Athem der Salzfluth. Schon am Abend vorher war die Kirche der heiligen Lucia mit Hunderten von Kerzen und bunten Lampen erleuchtet worden, während der Domplatz, dessen Ecke sie bildet, von elektrischem Licht und den ringsumher illuminirten

Palästen in Tageshelle schien. In der Mitte des Platzes musicirte die Militärcapelle; die Menge wogte hin und her, und unter dem sternebesäeten Himmel saßen wir noch einmal mit unserem Gastfreund vor dem kleinen Croce di Savoia, dem Dom gegenüber, dessen schwere Masse dunkel in diesem Spiel von Lichtern und Farben dastand. Signor Politi war schon an diesem Vorabend in festlich gehobener Stimmung. Erfüllt von dem Glanz, in welchem das nächtliche Syrakus schimmerte, begann er von den Tagen seiner Jugend zu sprechen, von glorreichen Erinnerungen, von großen Männern, deren Führer zu den Ruhmesstätten seiner Heimath er gewesen, von gekrönten Häuptern und Fürsten der Wissenschaft, von König Johann, Philaletes, dem erlauchten Uebersetzer des Dante, und König Ludwig, dem Patron Platen's, von Theodor Mommsen, dem Geschichtschreiber Roms, und Ernst Curtius, dem Geschichtschreiber Griechenlands. »Ah,« rief er aus, einen wehmüthigen Blick nach der Kirche Sta. Lucia werfend, über deren Portal ein Lämpchen nach dem andern erlosch, »damals waren wir junge Leute, junge Leute!« Wie wenn es sich für einen Mann in seinen Jahren nicht mehr schicke, den alten Göttern nachzugehen. Trotzdem, und wiewohl ich ihn in Verdacht habe, in der Tiefe seines Herzens der Heide geblieben zu sein, der er immer gewesen, so ermangelte er doch nicht gänzlich der Reverenz für die Heiligen, und besonders theuer war ihm, wie jedem seiner Mitbürger,

die heilige Lucia von Syrakus. Nach der örtlichen Legende, welche sie mit den Tauben von St. Marcus in Verbindung bringt, liegt ihr Leib in Venedig bestattet, und eine von diesen Tauben war es, die, von ihr gesandt, sich auf dem bischöflichen Palaste niederließ, um den von einer langen Hungersnoth bedrängten Syrakusanern das Nahen einer mit Lebensmitteln ausgerüsteten Flotte voraus zu verkündigen. Dies war an einem ersten Mai, und darum spielt die Taube bei dem Feste noch heut eine hauptsächliche Rolle. So sagte Signor Politi, der, wenn er mit den Actis Sanctorum sich auch weniger beschäftigt haben mag, als mit der Archäologie seiner Vaterstadt, dieses Blatt ihrer Chronik doch wohl kannte.

Zur verabredeten Stunde des anderen Tages erschien der weiland Führer der Könige, sein ehrwürdiges Haupt mit einem sonntägigen Hute bedeckt und an der Hand ein Nichtchen, eine kleine Königsbergerin, die mittlerweile jedoch schon zur perfecten Syrakusanerin geworden ist. Die Sonne brannte heiß, und es war ein echt südlicher Mittag, wo man gern den spärlichen Schatten sucht; und nachdem wir mit unserem Freunde zuvor uns an einem letzten Gläschen Marsala gestärkt hatten, betraten wir, Schlag Zwölf, den Domplatz.

Es war ein unvergleichlicher Anblick: der hohe Dom mit den uralten Säulen, die seit der Griechenzeit hier stehen, daneben der erzbischöfliche Palast, unter

den geöffneten Balconthüren die Prälaten in rothen und violetten Gewändern, eine Tribüne mit Geistlichen und Seminaristen gefüllt, im Hintergrunde die Kirche der Heiligen, an deren umgitterter Balustrade Nonnen in schwarzem Habit und weißen Kopftüchern erschienen; der ganze Platz aber bedeckt mit einer zahllosen Menge, die hier zusammengeströmt und in der manch' ein feineres Mädchengesicht und Damen in kleidsamer, dunkler Toilette zeigten, daß auch die besseren Stände dieser Stadt dem großen Schauspiel nicht fern bleiben wollten. Die Masse bestand aus den niederen Schichten der Bevölkerung, unter denen die Landleute sich vortheilhaft hervorthaten: die Männer in der braunen Manchesterjacke mit Messingknöpfen, kurzen Hosen, hohen Stiefeln und der charakteristischen Mütze mit dem breiten Zipfel, der bis auf den Hemdkragen herabfällt; die Frauen in langen, schwarzen oder grünen Kleidern, weißem Brusttuch, Schürze, Bändern in den Haaren, ihr fast einziger Schmuck eine Korallenschnur, mit Crucifix daran. Diese modesten Erscheinungen zwar wurden bei Weitem überwogen durch das Volkselement, das hier und überall in Sicilien häßlich, schmutzig und zerlumpt, aber dennoch — es muß gesagt werden — von großer Höflichkeit gegen die Fremden und ohne jede Spur jener Rohheit ist, wie sie bei den Volksfesten in anderen Gegenden nur allzuhäufig hervortritt. Obgleich Jeder sehen oder seine Kinder sehen lassen wollte, was sich begab, war doch nirgends das Stoßen und Drängen,

das den unteren Klassen sonst von jeder Lustbarkeit untrennbar scheint, und wiewohl die Polizei sich nicht blicken ließ, blieb die gute Ordnung ungestört bis zuletzt. Mag das italienische, das sicilianische Volk zumal an Schulbildung und Wohlstand geringer sein, als das unsere: seine vornehmere Sitte hat es sich in all' der Zerrüttung und dem Elend von Jahrhunderten bewahrt.

Alsbald begann Glockengeläut und Flintengeknatter; weit öffneten sich die Thorflügel des Domes, und die Procession trat heraus. Alle Häupter entblößten und manch' ein Knie beugte sich, als die Heilige sichtbar ward: hoch auf einer Tragbahre die Männer überragend, auf deren Schultern die Stangen ruhten, schien sie schwebend die Treppen herabzusteigen, eine schöne Frauenfigur von Lebensgröße, reich angethan in silbernes Gewand, mit erhobenen Armen und die Stirne mit einem Diadem geschmückt — sanft und sieghaft lächelnd; Athene selber, wäre sie jetzt aus ihrem alten Heiligthum herausgetreten, hätte nicht anders daherschreiten können, strahlend in der blauen Mittagsluft, erhaben über den Köpfen der anbetenden Menge. Von einem ähnlichen Gedanken mochte Signor Politi bewegt sein, als er mich streifte mit einem Blick, in welchem eine gewisse Traurigkeit gemischt war mit einem leisen Zuge von Spott, wie wenn er sagen wolle: Göttin oder Heilige, was ist der Unterschied? Noch scheint

die Sonne Homer's, und das sind die Säulen deines Tempels —

»Heilige Pallas Athene! . . . .
Wie natürlich sie steht, wie in jeder Bewegung natürlich!
Wahrlich beseelt! . . .«

So, mit einer leichten Abwandlung des Textes, klangen mir die Verse Theokrit's, des heimischen Dichters, der in einer seiner hübschesten Idyllen: »Die Syrakuserinnen am Adonisfest« (von Eduard Mörike meisterlich übersetzt) einen Anblick wie den heutigen schildert. Ich meinte sie mit einander plaudern zu hören, die klugen Gevatterinnen von vor zweitausend Jahren, die keckeren Urgroßmütter der Frauen um mich her, die, statt demüthig den Rosenkranz abzubeten, wie diese, dem die Schnatternden zur Ruhe verweisenden Fremdling zurufen:

»wir sind von korinthischer Abkunft,
Gleich wie Bellerophon war, wir reden ja peloponnesisch;
Doriern wird's doch erlaubt sein, dorisch zu sprechen?«

Und sogleich fiel Musik ein, von fröhlicher Tonart und raschem Zeitmaß, ich denke wohl aus irgend einer Oper oder Operette, während auf ihrer Wallfahrt die Heilige wiederholentlich Rast machte. Da sie sich der eigenen Kirche gegenüber näherte, stimmte der Chor von zweihundert jugendlichen Sängern, den Seminaristen, einen Hymnus an, der, eigens für die Gelegenheit gedichtet und componirt, die Heilige feiert, wie Theokrit's Gesang die »Herrscherin, die du Golgos

erkorst und Idalion's Haine;« und nicht ungefällig mischte sich mit dem Gesang die nun abermals anhebende Musik der Spielleute, indeß das Heiligenbild wieder emporgehoben wurde. Dieses war der von Allen erwartete Moment, auf welchen die geschickt getroffenen Vorbereitungen hinleiteten, durch oftmalige Pausen den kurzen Weg — der von der Kathedrale bis nach Sta. Lucia kaum hundert Schritte betragen mag — verlängernd und die Spannung der Gemüther erhöhend bis zum Schluß des aufregenden Schauspiels. Denn nun traten die Nonnen hoch oben an den Rand des Altans — vestalische Jungfrauen hätte man sagen mögen, wenn man bei der Heiligen selbst an Athene gedacht — und von lautem Jauchzen, verwirrendem Zuruf begrüßt, flattert die erste Taube vom Kirchendach herab, senkt sich ein wenig nach der mit hundert Händen emporgreifenden Menge, rettet sich aber mit hastigem Flug, es mehrmals umkreisend, auf das Dach des Arcivescovado, des erzbischöflichen Palastes, wie jene, die Sta. Lucia von Venedig gesendet. Der ersten folgt die zweite, die dritte, dann Wachteln, dann wieder Tauben, bis Alles in Bewegung ist, sie zu haschen und zu fangen. Die meisten haben das Glück, der traurigen Probe zu entrinnen. Nachdem sie, aus ihrer Höhe mehr herabgestürzt, als herabgeflogen, über den Köpfen der Menschen eine Weile hin- und hergeirrt sind, entkommen sie zuletzt auf eines der umgebenden Dächer oder in den erzbischöflichen Garten. Die zur Höhe

fliegen, kommen in den Himmel, die zur Tiefe sinken, in die Hölle — was für diese armen Geschöpfe fast in buchstäblichem Sinne wahr wird. Scheu von dem ungewohnten Anblick des gedrängt vollen Platzes und furchtgelähmt von den vielen Hunderten nach ihm ausgestreckter Hände, schwirrt das Vögelchen mit dem Aufgebot der letzten Kraft noch einmal auf und nieder, sinkt dann und sinkt immer tiefer, bis es endlich, unter dem Jubel Aller, von Einem erfaßt und festgehalten wird. Nun erst beginnt die Qual des zappelnden Thierchens: Jeder will eine Feder desselben als Reliquie haben, und bei lebendigem Leibe gerupft, wird es wohl eine Beute des Todes sein, bevor der glückliche Gewinner es zum Mittagsschmaus in den Topf thut. »Es waren schönere Zeiten,« scheint mir der Blick Signor Politi's zu sagen, »als beim Adonisfest,

. . . oben als Kinderchen flogen Eroten,
Gleichwie der Nachtigall Brut, von üppigen Bäumen umdunkelt,
Flattert umher von Zweig zu Zweige . . .«

Nachdem nun die letzte Wachtel oder Taube gefangen oder mit Todesangst entkommen ist, erscheinen die Nonnen abermals mit gefüllten Körben am Gitter des Altans; diesmal aber sind es Rosen, die sie herabstreuen — denn auch das Martyrium wird ja von der Kirche mit ihrem Glorienschein vergoldet — und wo die weißen Flügel der geängstigten Thierchen eben noch über ihren Verfolgern gezittert, schimmern jetzt Rosenblätter in der Luft und schweben in solcher Fülle

nieder, ein Regen von Rosen, daß der Platz und die Volksmenge bald ganz von ihnen bedeckt ist. Musik und Gesang fallen ein; den Glocken des Domes antworten die Glocken von Sta. Lucia, und hoch emporgehoben, über allen Häusern erscheint noch einmal die mit Rosen überschüttete Schutzpatronin von Syrakus, die jährlich an ihrem Festtag, unter solchen Auspicien, ihr Heiligthum wieder betritt.

Und mit einem Abschiedsblick scheint mein alter, mein unverbesserlicher Heide zu sagen:

»Freue dich, lieber Adonis, und kehre zu Freudigen wieder!«

IV. Taormina und Aci Reale.

Denselben Weg, den wir kurze Zeit vorher, von Messina nach Syrakus zur See gemacht hatten, machten wir nun von Syrakus aufwärts zu Land, längs der Küste, an der noch hier und da die Namen verschwundener Griechenstädte haften. Durch eine der gesegnetesten Gegenden Siciliens kamen wir, durch ganze Wälder von Orangen und Feigen, überragt von den blauen Gebirgen; durch die Fruchtgärten der Ebene von Catania, dem Aetna näher, den wir von jetzt lange nicht mehr aus dem Gesicht verlieren sollten. Er, der Beherrscher dieser Landschaft, ist es, der ihr die höchste Fruchtbarkeit verleiht und sie zugleich beständig mit Zerstörung bedroht. Demeter und Persephone, die Ceres und Proserpina der Römer, sind die Göttinnen Siciliens, und in Pluton, dem Gotte der Unterwelt, welcher der Göttin der Gefilde die geliebte Tochter raubt, ist die rauchende Lavafluth personificirt, die hereinbricht auf den Segen der Felder und ihn verheert. Noch war das Haupt des Aetna, da wir an diesem Vormittag ihn zuerst wieder sahen, in Wolken gehüllt, und Nebel dampften von seinen Flanken; aber wenn auch sonnenlos, war die Luft doch mild, und

Wohlgeruch erfüllte sie. Hier ist die Fruchtbarkeit noch viel größer als bei Syrakus, wo der steinige Felsboden und Untergrund der alten Griechenstadt nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt ist, in der nichtsdestoweniger, und zwar ungedüngt, der Weizen und die Gerste wachsen. Denn allen Dünger braucht man auch dort für die Gärten; und die Felder, die man deswegen nur ein Jahr um das andere bestellt, müssen sich mit der Asche des Gestrüpps begnügen, welches man am Ende des Ruhejahres auf ihnen verbrennt. Aber selbst dieses reicht hin; so geringer Nachhülfe bedarf die natürliche Triebkraft des Bodens, und so reichlich belohnt sie dieselbe. Was in Wahrheit sowohl in Italien wie hier an dem Marke des Landes zehrt, das ist die Mißwirthschaft der Latifundien, welche durch die Jahrtausende bis auf die Zeit der Römer zurückreicht, und zu deren Verbesserung seitdem nichts Wesentliches geschehen ist. So kommt es, daß, von anderen mitwirkenden Ursachen abgesehen, das Land der höchsten Schönheit der Natur und des günstigsten Klimas, der erhabensten Denkmäler der Kunst, der ältesten Cultur und der vornehmsten Adelsgeschlechter, zugleich das Land der äußersten Armuth, des entsetzlichsten Schmutzes, der zudringlichsten Bettelei, der widerwärtigsten Anblicke menschlichen Elends überhaupt ist. Nicht anders ist es im südlichen Italien, nicht anders in Sicilien, namentlich im Inneren der Insel.

Denn wie schon im Alterthum der Kranz blühen-

der Colonien und Gemeinwesen hier der Griechen, dort der Karthager rings um die Küsten sich zog, so scheinen auch gegenwärtig noch Cultur und Wohlstand an diesen Stätten allein sich erhalten und fortgepflanzt zu haben. Auf diese Gelände hat Pomona das Horn des Ueberflusses ausgegossen. Hier in üppigster Fülle wächst und gedeiht, was Herz und Auge des Menschen erfreut — hier sind die Palmen, die Citronen- und Orangenhaine, hier die tausenderlei Blumen und die Früchte des Feldes. Hier bekleidet der Oelbaum jeden Abhang mit dem Silbergrün seines Laubes, hier reift die Feige, hier in der Gluth des Mittags kocht die Rebe den dunkelrothen, feurigen Wein, dessen Herbigkeit durch einen leichten Beigeschmack von Süße gemildert wird, und noch im fernsten Westen, auf den Trümmern der zerstörten Karthagerstadt Lilybaion, jenen goldenen Trank, den auch wir unter dem Namen von Marsala kennen und schätzen gelernt haben.

Im gebirgigen Innern dagegen, auf öden Hochflächen, dampfen und qualmen die Schwefelgruben, und ein Volk wohnt dort, als ob in ihm die frühesten, allmälig von den Küsten zurückgedrängten Besiedler Siciliens, die Sikeler oder Sikuler, sich erhalten hätten. Von den Ureinwohnern, den Sicanern, die sich autochthonen Ursprungs, und den Elymiern, die sich trojanischer Herkunft rühmten, wissen wir wenig. Aber die Sikeler (dies ist die griechische Form) nennt schon Homer. Die Griechen, die mehr als ein Jahrhundert nach ihm hier-

her kamen, hielten Sicilien für ein vollkommneres Dreieck als es in der That ist, und an jeder seiner Spitzen dachten sie sich ein Vorgebirge; daher ward aus dem »Thrinakia« der Odyssee, welches Homer aus den Erzählungen der phönikischen Schiffer nur unvollständig kannte, später »Trinakria«, zur Bezeichnung der Insel »mit den drei Vorgebirgen«[1]): »Drei Zungen streckt es ins Meer aus«, singt noch Ovid (Met. XIII, 723). In der Topographie des Homer ist der unbekannte Westen der Sitz der gigantischen Lästrygonen, während an der Ostküste die schrecklichen Kyklopen hausen und die Herden des Helios weiden. Hier ist Thrinakia »des Gottes gesegnetes Eiland« (Odyssee XII, 261); aber auch wo um »die Felsenhöhn der Gebirge, rings in gewölbeten Grotten«, die Kyklopen wohnen, die »nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht«, könnte man die Insel »zum blühenden Lande« sich bald schaffen; denn so groß ist ihre Fruchtbarkeit, daß

»Ohn' Anpflanzer und Ackerer steigt das Gewächs auf,
Weizen sowohl und Gerst', als edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions' Regen ernährt ihn«.
(Odyssee IX, 108—111).

Mit dieser Vorstellung einer überquellend reichen Natur mischt sich dann immer wieder die von der

---

[1]) Freeman, Sicily, Phoenician, Greek and Roman, p. 16.

Wildheit oder Barbarei der Bewohner, die den Ackerbau noch nicht kennen. Ueber die Sikeler weiß Homer nur zu sagen, daß sie von den Seeräubern (den Phönikern) Sclaven zu hohen Preisen kauften: einer der Freier räth, Telemachos' Gäste, den noch in Bettlergestalt wandelnden Odysseus und den Fremden Theoklymenos, ins »vielgeruderte Meerschiff« einzuwerfen und an die Sikeler zu senden, »wo gut wohl einer bezahlt wird« (XX, 383); und

» . . . auch die alte Sikelerin, welche des Greises
(Odysseus' Vater)
Pflegte mit sorgsamer Treu'« (XXIV, 211).

war wohl eine von dort geraubte Sclavin.

Die Sikuler, altitalischen Ursprungs, und wiewohl in ihrer neuen Heimath von Griechen und Karthagern bezwungen, unterjocht und in ihrer nationalen Existenz scheinbar ausgelöscht, haben schließlich doch den Sieg über beide davon getragen, indem sie der Insel ihren Namen und ihre Sprache gegeben. Seit der römischen Eroberung kehrten sie zu der Gemeinschaft mit dem Mutterlande zurück, und wenngleich immer wieder durch wechselnde Geschicke von ihm losgerissen, so lange Italien selber nur ein Spielball ausländischer Interessen und fremder Mächte war, ist der ideale Zusammenhang doch nie mehr unterbrochen worden. Italien hat es nie vergessen, daß auf dieser Insel, am Musenhof unseres eigenen Friedrich, zum ersten Mal italienischer Gesang erscholl, und Dante bezeugt, daß noch zu seiner

Zeit Alles, »was unsere Vorfahren im vulgären Idiom hervorgebracht, Sicilianisch genannt wird«[1]). Wir Deutsche haben es erfahren, welch' ein starkes nationales Band die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Literatur und Dichtung sind; und darin fand auch dieses Volk die Kraft des Widerstandes und der Selbsterhaltung, bis in unseren Tagen Sicilien als Theil der »Una Italia« seine politische Bestimmung glorreich erfüllt hat. Nach- oder nebeneinander im Besitz aller Culturmächte des Alterthums und des Mittelalters, des Orients und des Occidents, der Schauplatz ihrer Jahrhunderte langen Kämpfe, Niederlagen oder Triumphe, bietet Sicilien auch dem heutigen Beschauer in den erhaltenen Denkmalen griechisch-römischer, christlich byzantinischer und arabisch-maurischer Kunst das außerordentlich mannigfaltige Bild einer Entwicklung, die sich zuletzt unter dem Einfluß der Normannen, in der national-sicilischen Kunst glänzend und einheitlich zusammenfaßt. Ebenso hat die Bevölkerung selber von all' den fremden Elementen in sich aufgenommen, und dieser Beimischung verdankt der sicilische Typus nicht wenig von dem, was ihn anziehend macht. Aber dennoch kann man nicht sagen, daß er der Typus eines Mischvolkes sei; vielmehr hat der ursprüngliche Charakter sich in all' seiner Eigenthümlichkeit behauptet und ist als solcher noch immer erkennbar. Hier nun zeigt sich auch eine

---

[1]) Wegele, Dante Alighieri's Leben und Werke, S. 43.

merkwürdige Verwandtschaft und ein ebenso merkwürdiger Gegensatz im Vergleich mit Malta, welches, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Johanniter dieses Eiland aus den Händen Karl's V. empfingen, fast nur einen Annex von Sicilien gebildet und Jahrtausende lang unter denselben Einflüssen gestanden hat: von den Phönikern angefangen bis zum deutschen Kaiserthum, den Anjous und den Spaniern, sind die Beherrscher Siciliens auch immer die Beherrscher Malta's gewesen. Aber obwohl Malta nicht viel später als Sicilien dem Römerreich einverleibt ward, haben die Malteser ihr semitisches Idiom bis auf den heutigen Tag bewahrt, wogegen die Herrschaft der Araber, die nicht minder lang in Sicilien als in Malta gedauert, der sicilischen Kunstentwicklung wohl einen fortwirkenden Impuls gegeben, im sicilischen Dialect aber nicht viel mehr als ein paar Worte zurückgelassen hat. Malta, das am morgenländischen Volksthum kaum jemals mehr denn einen vorübergehenden politischen Halt gehabt und durch Annahme des Christenthums auch den religiösen Zusammenhang mit ihm verloren hat, bildet heute ein völkergeschichtliches Unicum oder Fragment, während die Sicilier, hervorgegangen aus der Stammesbrüderschaft der Lateiner, mit diesen zur italienischen Nation geworden sind. Aber das alte, harte Metall bewährt sich auch noch in dieser Legirung; und wie wir in den geographischen Bezeichnungen noch hier und dort eine Spur des Sikulischen mitten unter den theils

modernen, theils aus der Griechenzeit stammenden finden — z. B. den Namen des bei Terranova, dem alten Gela, mündenden und wegen seiner Kälte sogenannten Gelas[1]) (jetzt ganz lateinisch Gelu) — so hat sich neben dem Italienischen der eigenthümlich gefärbte sicilische Dialect mit seinen vielen vor-italienischen, unmittelbar an das Lateinische anklingenden Archaismen nicht nur erhalten, sondern lebt sogar in der volksthümlichen Literatur Siciliens als Schriftsprache fort.

Eine Stadt sikulischer Gründung, wiewohl sie rings von Griechenstädten umgeben war, ist auch Taormina, mit dem alten Namen Tauromenion. Auf steiler Anhöhe, dem alten Tauros gelegen, blickt es auf die Stätte herab, wo sich, am Fuße jenes Hügels, nicht weit vom heutigen Giardini, der Eisenbahnstation für Diejenigen, die nach Taormina hinauf wollen, und auf einem Vorsprung in die See, dem heutigen Cap Schiso, die Griechen zuerst in Sicilien ansiedelten. Jonier waren es, Männer von Chalkis und der Insel Naxos, nach welcher sie die neue Stadt nannten — 735 v. Chr. Geburt, achtzehn Jahre nach der Gründung Roms, und ein Jahr vor der von Syrakus. In eine solche Zeitenferne blicken wir hier, mit dem ewigen Felsen zur einen und dem ewigen Meer zur anderen Seite, die Strecke dazwischen mit blühenden Citronenhainen erfüllt und durchkreuzt von den Schienen der »Rete

---

1) Freeman, S. 49.

Sicula«, der sicilischen Eisenbahn, deren Endpunkt Syrakus und deren Verwaltungssitz Rom ist.

Dionys, der Tyrann der Dorierstadt Syrakus, hat die Jonierstadt Naxos zerstört (403 v. Chr. Geburt), ihre Bewohner in die Sclaverei verkauft, ihren Boden den umwohnenden Sikelern gegeben; diese jedoch fielen bald von ihrem Schirmherrn ab, verbündeten sich mit den Karthagern und gründeten auf der Höhe des Tauros eine neue Stadt, Tauromenion, Taormina.

Von Giardini führt eine ganz vorzügliche Chaussee hinauf nach dem Felsenneft, das in seiner isolirten Höhe völlig unbezwingbar scheint und in der That jedem Angriff mit bewaffneter Hand widerstanden hat. Hier spielte sich eine der schaurigsten Katastrophen jener Rebellion ab, welche »das gelobte Land der Plantagenwirthschaft« (Mommsen) Jahre lang in Furcht und Schrecken hielt und die Römer zwang, um das eroberte Sicilien ein zweites Mal mit den eigenen Sclaven zu ringen. Ihr »König« hatte Tauromenion durch Verrath genommen, durch Verrath verlor er es wieder an den römischen Consul, und in Blut wurde der Aufstand der verzweifelnden Horden erstickt, welche weder der Hunger noch die Kriegskunst ihrer Herren und Meister hatte bezwingen können (132 v. Chr. Geb.). Jetzt fährt man die Straße, die sich in starker Steigung um den Berg windet, im Trab hinan; denn wie die Römer excelliren auch die modernen Italiener im Wegebau. Landschaftsbilder von außerordentlicher Schönheit rollen

sich, eines immer abwechselnd mit dem anderen, vor dem Blick auf, bis man, oben angelangt, in ein Panorama hinausschaut, das, von dem schneebedeckten Haupte des Aetna, sich unermeßlich ausdehnt bis zu dem sommerlichen Blau des Meeres, und eine Fernsicht umfaßt, in der, bei der klaren Luft, jeder schimmernde Punkt noch so weit erkannt wird und rings um den Beschauer alle Lieblichkeit des Südens ausgebreitet ist. In Wahrheit ein Fels, und doch welche Fülle der Vegetation, die, wo nur der dürftigste Fleck Erde sich bietet, das uralte Gestein in ewig grünende Jugend hüllt. Selbst von dem Höfchen tief unter der Terrasse, die wir in einer sonst nicht eben gesegneten Wirthschaft inne hatten, wuchsen Citronen herauf — ein ganzer Citronengarten lag vor unseren Füßen, darüber hinweg man auf ein Stückchen Meer und zur Linken, unter dem mächtig ragenden Felsen, auf das griechische Theater sah. Der Himmel war leicht verschleiert, der Sonnenschein gedämpft, und der Wind, Berg- und Seeluft zugleich, wiewohl weich, dennoch kräftig und kühl. Welch' ein Paradies könnte dies sein — oder ist es vielmehr — wenn man von den armseligen Menschen absieht, die darin wohnen — als ob Alles nur für die Fremden sei! Dieser bittere Tropfen mischt sich in Alles fast, was wir hier genießen und — soll ich ehrlich sein — eben darum nur mit getheiltem Empfinden. Die Seele kommt selten über den Zwiespalt hinaus, der durch den Vergleich einer äußerst

freigebigen Natur und einer glorreichen Geschichte mit den gegenwärtigen Zuständen des Volkes in ihr aufgeregt wird. Es mag unter einer erleuchteten und wohlgesinnten Regierung besser werden; aber viel fehlt noch, daß die Spuren getilgt wären, welche die Mißwirthschaft so langer Zeitläufte diesem schönen Land und, bis auf die Physiognomien, seiner Bevölkerung eingeprägt hat. Nicht ganz mangelt es an freundlicher anmuthenden Erinnerungen, wenn ich des kleinen, höchst bescheidenen, aber durchaus sauberen Cafés gedenke, dessen stattliche Wirthin uns an jedem Morgen das Frühstück bereitete, das wir in unserem eigenen »Hôtel« einzunehmen nicht über uns vermochten, weil — doch wir wollen von der »Naumachia« nichts weiter sagen, als daß sie mit der Casa Politi von Syrakus in der weiblichen Linie verwandt ist — das Einzige, was ihr zur Empfehlung gereicht und in der That manchen Fremden verleiten mag, den unbehaglichen Aufenthalt zu wählen. Aber wenn wir gegenüber saßen bei der schmucken Wirthin, die das Beste gab, was sie hatte, dampfenden Kaffee mit Milch, Brot, Butter, Eier von besonders reinlichem Geschmack — und nicht solche von Hühnern, die, wie wir es vor unseren Augen geschehen sahen, mit . . . Knoblauch gefüttert wurden — wenn sie das Alles auf der Tischplatte vor uns ordnete, während der Mann wohlwollend lächelnd daneben stand, sein rundliches Baby, weiß gekleidet, auf dem Arm und ein Sonnenstrahl von außen in den schattigen

Raum sich stahl: dann sagten wir uns im Anblick dieser hübschen Familienscene, daß Glück und Zufriedenheit überall gedeihen können und daß sie nur von dem Maße abhängen, das man an die gegebenen Verhältnisse legt. In unseren Begriff eines geregelten Daseins fügt sich freilich nicht, was wir an diesen Stätten so großer und immer noch wie gegenwärtig wirkender Erinnerungen sehen: es ist hoch darüber erhaben, es sinkt tief darunter hinab und versetzt uns selber zuletzt in einen Zustand, in welchem uns das Außerordentliche fast zum Alltäglichen wird. Normannische Paläste mit dem feinsten Zierrath an den hohen Fenstern und Portalen sind jetzt finstere Höhlen, in denen die Armuth haust, wie der Palazzo Cornaja; oder sie stehen leer und verödet, wie der des Duca di San Stefano. Lebendige Zeugnisse der classischen Zeit stoßen auch hier zusammen mit den Traditionen und Reminiscenzen des frühesten Christenthums: das altersgraue Kirchlein San Pancrazio, das, mitten in den Feldern heute, vor der Porta di Messina liegt, war ein kleiner Tempel, in dem zuerst Pancratius, ein Abgesandter des Apostels Petrus aus Antiochien, die neue Lehre predigte. Von diesem Thor bis zum anderen Ende der Stadt, der Porta di Catania, führt eine einzige, lange Straße, der Corso Umberto, und wohin man hier blicken mag, wird man zierlicher Pilaster, fein gemeißelter Thüreinfassungen, stolzer Wappen und lateinischer Inschriften gewahr — Reste des Mittelalters und der Renaissance,

die ganze Bergstadt umgürtet von einer alten Saracenenmauer und hoch am Gefels, auf dem schönsten Punkte, das berühmte Theater mit der unbegrenzten Aussicht über die weite See und die sonnige, von der Brandung umsäumte Uferlandschaft mit dem Dörfchen und Castell Mola hoch oben, in schwindelnder Höhe, dies Alles beherrscht vom Silber des Aetna, der den wahrhaft pompösen Abschluß und Hintergrund dieses ebenso großartigen als lieblichen, mannigfaltigen und in seiner Art einzigen Bildes darstellt.

Wer es, an einem Mainachmittage, von den Stufen des Theaters herab einmal gesehen hat, aus dessen Seele wird es nicht mehr verschwinden, und wenn das Theater an Alter sich nicht vergleichen kann mit dem von Syrakus, welches schon ein paar hundert Jahre stand, als das von Taormina erst gebaut ward, so gibt es uns dafür, in seinen Grundzügen und hauptsächlichen Bestandtheilen um so besser erhalten, die vollständige Construction der antiken Schaubühne. Der Bau, dessen mächtige Trümmer wir heute vor uns sehen, war der eines römischen Theaters; aber er ruht auf den Fundamenten eines griechischen, das, wie man annimmt, ungefähr aus der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. Geburt datirt, wo Timoleon seinen von Karthagern und den eigenen Tyrannen hart bedrängten Stammesbrüdern noch einmal die Freiheit erringen half und ein Abglanz dieser glücklichen Zwischenzeit auch auf Tauromenion fiel, dessen damaliger

Beherrscher, Andromachos, sich mit dem edlen Korinther verbündet hatte. Auf diesen Grundmauern erhebt sich das Theater, dessen Ueberreste deutlich die griechische Form zeigen, aber nach der Weise der Römer erweitert und im Einzelnen vielfach umgestaltet. Große Schatten schweben über dem nackten Oval des Theaters von Syrakus; hier aber könnte man sich einbilden, daß wirkliches Volksgetümmel die Räume nochmals erfüllen, daß auf der Scene die Schauspieler wieder erscheinen werden und aus den hohen Thorwölbungen das Schaugepränge der Festzüge hervorkomme. Noch stehen, am Eingang und in fast unverletzter Schönheit, die korinthischen Säulen, die das steinerne Gebälk tragen; noch steigt man, mit jenem Römerschritt, den man vom Colosseum her kennt, die Regia hinan, die Haupttreppe, die zu der obersten Präcinction oder dem dritten Rang führte, der Galerie für das Volk; durch diese Thür traten die Senatoren, die Magistratsbeamten und Vestalinnen in die erste Präcinction ein, wo die curulischen Sessel standen und die Sitze mit kostbaren Draperien bedeckt waren; jene Thür öffnete sich auf die zweite Präcinction, die der Geschlechter, der Patricier, von deren Namen sich zweie noch eingegraben in den Bruchstücken ihrer Sitze finden. Von einer so vorzüglichen Akustik ist dieses Gebäude, daß man heute noch, in seinem dilapidirten Zustand, auf den obersten Reihen jedes Wort verstehen kann, das weit unten auf dem Podium gesprochen wird. Noch sieht man hier das Viereck der

beiden Altäre, in deren verhüllten Nischen die Götterbilder des Apoll und Bacchus standen. Noch durchwandelt man die Seitengemächer, in denen die Schauspieler den Soccus anlegten und die Masken vorbanden; noch aber auch kann man in unterirdische Corridore blicken, aus welchen die wilden Bestien auf die Arena stürzten zum grauenhaften Kampfe mit den Gladiatoren. Denn der Römer mußte dies blutige Schauspiel haben, vor dem der milder geartete, feiner gesittete Grieche zurückgeschaudert wäre. Dieser bedeckte Gang, aus dessen dunklen Tiefen es noch immer eisig heraufweht, spricht mehr als alles Andere für die Wandlung, welche das Theater von Taormina durchgemacht, da dem feierlichen Reigen der tragischen, den heiteren Tänzen der komischen Muse das Ringen mit den Thieren der afrikanischen Syrthe folgte und statt des Evoë der Thyrsusschwinger und Bacchanten das Gebrüll der libyschen Löwen, der katzenartigen Leoparden und der Todesschrei des sterbenden Fechters hier gehört und beklatscht ward. Verstummt ist das Eine wie das Andere; doch derselbe Himmel wölbt sich noch strahlend über den öden Sitzreihen, und wenn man die höchsten erklommen hat, wo man über dem letzten Mauerrand ins offene Land hinaustritt, zwischen dem dort verstreuten Gestein wächst und grünt noch immer der Akanthusstrauch, dessen breit ausgezacktes, kelchartig gestaltetes, wie sehnsüchtig empor gehobenes Blatt der grie-

chische Künstler einst im Capitäl der korinthischen Säule nachgebildet hat.

Ungefähr eine Stunde von Giardini, dreiviertel des Weges nach Catania, liegt in einer wundervollen Landschaft, am Abhange des Aetna, dicht über dem Meere, Aci Reale. Hier gedachten wir eine Weile zu rasten. Mich verlangte, das Leben in der Provinz kennen zu lernen, und dafür hatte man uns die Stadt gerühmt, welche, wiewohl auf classischem Grund gelegen und von classischen Erinnerungen umgeben, doch ganz modern ist. Aci Reale zählt an die vierzigtausend Einwohner, bildet den belebten Mittelpunkt einer besonders gesegneten Gegend und hat durch ein neuerdings sehr in Aufnahme gekommenes Mineralbad den Impuls zu weiterem Fortschritt empfangen. Alles hier macht den Eindruck der größeren Regsamkeit und der Intelligenz. Die Saison hatte noch nicht begonnen, aber das große, für die Badegäste bestimmte Hôtel war schon in vollem Betrieb, und wir fanden darin ein vortreffliches Unterkommen. Eigenthum des Barons von Floristella, der sich überhaupt um diese neuen Anlagen, Bad und Park, höchst verdient gemacht, hat das Hôtel, wiewohl jüngsten Datums, dennoch viel von der Pracht und Geräumigkeit der italienischen Paläste, nach deren Muster es erbaut ist. Daß es außerdem in jedem anderen Betracht musterhaft ge-

führt wird, verdankt man einem gleichfalls vornehmen Herrn, einem Cavaliere, der sein Director ist, und wie denn Alles im Stile war, so hieß auch unsere würdige Dienerin Donna Carmela. Uns hatte, wie schon angedeutet, nur die zufällig hingeworfene Bemerkung einer Reisebekanntschaft auf Aci Reale gebracht, das im Allgemeinen mehr von Italienern als von Fremden besucht wird. Aber Vieles, um nicht zu sagen das Meiste, hängt im Leben und auf Reisen vom Zufall ab, und das Geringfügigste kann den Eindruck beeinträchtigen, der unter anderen Umständen ein reinerer gewesen sein würde. Denn wir sind nicht ganz Herren unserer selbst: über das Kleinliche, das in uns ist, haben wir keine Gewalt. Aus diesem Grund, wenn aus keinem anderen, ist ein Hôtel, das nicht allzu weit unter den Ansprüchen zurückbleibt, an die man gewöhnt ist, für den Reisenden eine von jenen Bedingungen des ungetrübten Genusses, die man sicher nicht überschätzen wird, aber auch nicht unterschätzen darf. Hier fanden wir, was wir gesucht, vor Allem Ruhe, die wir, nach einer Reihe sehr bewegter Tage, von Herzen ersehnt hatten. Die Fülle des Südens war um uns, und wir hatten endlich wieder, dem Fremdenstrom entronnen, der zumal in Taormina ganz unerträglich geworden, das Gefühl, uns selbst und allein anzugehören, wie etwa in Berlin, wenn es Sommer ist. Jetzt nahm ich meine Bücher wieder vor — von denjenigen, die ich lese, weil ich sie liebe, nicht weil ich sie lesen

muß — und ordnete sie behaglich auf meinem Schreibtisch. Unter einem Seitenbalkon stand ein weiß blühender Orangen- und ein mit goldgelben Früchten beladener Citronenbaum, darunter, auf spärlichem Rasen, eine Ziege weidend, und über dieses Idyll hin sah ich, von meinem Buch aufblickend, den Aetna, seine Spitze zuweilen von Gewölk umhüllt, aber seine mächtigen Flanken in grandioser Linie sichtbar und immer mit Schnee bedeckt. Der große Balkon, an der Hauptfront mit hohen, grünen Läden gegen die Morgensonne geschlossen, ging auf das Meer, dessen Glanz selbst durch das grünliche Dunkel herauf schimmerte, und zwischen beiden, dem Hôtel und dem Meer, auf dem steilen Ufer über demselben, liegt der Park, der uns zu jeder Zeit offen stand. Lange Stunden haben wir hier verträumt, um die warme Mittagszeit, unter den schönsten Rosen sitzend, oder umherwandelnd zwischen den herb duftenden Buchsbaumhecken oder den Hügelpfaden folgend, die dicht von Eucalyptus und Coniferen beschattet sind. Und soll ich es gestehen, daß mitten in dieser, von allem Arom erfüllten Luft mir der Geruch des Schwefelwassers nicht einmal unangenehm war? Er entrückte mich weit weg von hier, in die Heimath, in das kleine Bad Nenndorf, das Paradies meiner Kindheit und Jugend, mit dessen Wundern in meiner Erinnerung der Schwefelgeruch untrennbar verbunden ist. Im Baumdunkel, das die Sonne selbst am Mittag nicht durchbrach, unter einem Tempelchen mit bunten Scheiben,

lag der Brunnen, in diesem magischen Zwielicht doppelt geheimnißvoll für die Knabenphantasie. Hier sprudeln die heißen Quellen unter der Lava des Aetna hervor, an einem Orte, der oberhalb Aci Reale's, bei San Filippo gelegen, Il Pozzo di Santa Venera heißt, nach der Schutzpatronin der Stadt, der heiligen Venera, derselben, der wir bereits einmal in einer der Latomien von Syrakus begegnet sind. Schon den Römern waren diese Thermen bekannt; Reste der Bäderanlagen, die sie hier errichtet, sind noch vorhanden, und Mosaiken, Statuen, Vasen, Münzen vielfach in der Nähe gefunden worden. Gegenwärtig wird das Wasser in Röhren nach dem schönen Badehaus geleitet, das, im heitersten Renaissancestil gehalten, von Rosen gleichsam bekränzt und umschlungen, die Perspective des Parkes mit seiner schimmernden Säulenhalle schließt und an dessen Stirnbalken man die Worte liest: »Terme di Santa Venera.« Marmorbilder leuchten aus dem tiefen Grün, von der Terrasse herab blickt man auf das jonische Meer, und darüber spannt sich dieser lichte sicilianische Himmel, der — wenn man den Berichten glauben darf — Nebel und Schnee nicht kennt, außer dem am Aetnagipfel, nur an dreißig Tagen im Jahre Regen herabsendet und sonst immer diesem glücklichen Erdenfleck in ungetrübter Helle scheint. Um die Wahrheit zu sagen, hatten wir einen oder zwei dieser dies nefasti während unseres Aufenthaltes in Aci Reale — Regengüsse von solcher Heftigkeit und Masse des niederstürzenden Wassers

und so durchdringender Nässe, wie wir wiederum im Norden sie nicht kennen; aber plötzlich, wie dieses wolkenbruchartige Wetter gekommen, ist es nach kurzer Zeit wieder verschwunden, und in der nächsten Viertelstunde hat die Sonne seine letzte Spur verwischt. Eine reinere, balsamischere Luft kann man nicht athmen als diese, die, von den weiten und unbewohnten Flächen des Aetna herabwehend, mit der des Meeres sich mischt und immer erfüllt ist von dem Geruche des Grüns und der Blumen. Die Temperatur, mitten im Mai, hier an der Küste Siciliens, um die Mittagsstunde, bei Sonnenschein und völlig wolkenlosem Himmel, war doch so frisch und kühl, daß bei den Promenaden im Park mir der Ueberzieher keinen Augenblick zu viel wurde. Wahrlich ein ideales Klima für den Leidenden, um Genesung zu hoffen, für den Gesunden, um seiner Tage froh zu werden — ein Ort, um nach der Arbeit des Lebens auszuruhen und den Rest zu genießen im Anschauen dieser lieblichen und erhabenen Natur, im Umgang mit den erlauchten Geistern der Vergangenheit — wenn nur nicht immer wieder, auch hier, das Menschliche zum Vorschein käme mit Allem, was zumal in Sicilien an ihm haftet.

Unser ländlicher Ruhesitz lag etwa zehn Minuten weit vor der Stadt, zu welcher man auf einer trefflich gehaltenen und von früh bis spät sehr belebten Chaussee gelangte. Bettler lauerten, unter dem Opuntiengesträuch, auf beiden Seiten derselben, immer bereit,

über uns her zu stürzen, sobald wir uns nur blicken ließen. Man gewöhnt sich zuletzt auch daran, ohne dergleichen allzu tragisch zu nehmen. Betteln ist hier ein Geschäft wie jedes andere; zuweilen auch nur eine Nebenbeschäftigung und für die Kinder sogar ein Spiel. Aci Reale selbst macht den Eindruck einer ungewöhnlich sauberen und wohlhabenden Land- oder Provinzialstadt; sie liegt eingebettet in Frucht-, namentlich Citronengärten, ist ganz mit breiten Lavaquadern gepflastert, hat schöne, geräumige Straßen mit fast ausnahmslos stattlichen Häusern darin, offene Plätze mit den Regierungsgebäuden und den Kirchen, und überall, selbst in den engeren Seitengäßchen, weht eine köstliche Luft, gewürzt von den Massen rings gelagerten Grüns, von der See, vom Gebirge. Man sollte meinen, ein blühenderes Gemeinwesen sei nirgends zu finden; und in der That scheint es hier den besser Situirten an nichts zu fehlen, wie denn Aci Reale für seine Schulen und einen gewissen höheren Bildungsgrad wohl bekannt ist. Auch literarischer Ruhm ist der Stadt eigen, und Büsten und Inschriften bezeugen, wie sehr sie ihn zu schätzen weiß. Aber das intellectuell so hoch entwickelte Leben dieses wunderbar reich begabten Volkes verbirgt doch nur und heilt nicht die socialen Schäden, an denen es leidet. Den künstlerischen und dichterischen Impulsen, die man noch in den untersten Schichten mit Staunen bemerkt, fehlt das Gegengewicht der gleichmäßigen Erziehung, die nur der Staat zu geben vermag. Die

gegenwärtige nationale Regierung hat sicher den besten Willen und vielleicht auch schon manchen Fortschritt zu verzeichnen, wenn nicht unmittelbar auf dem Gebiete der Schule, so doch durch das Heerwesen und in Folge der allgemeinen Dienstpflicht. Aber was wir immer noch sehen, ist doch in der Hauptsache das traurige Vermächtniß der Jahrhunderte, während welcher von einer Fremdherrschaft dieses unglückliche Volk materiell ausgesogen, politisch geknechtet, moralisch erniedrigt wurde. Seine guten und seine bösen Instincte wucherten wie die wilden Blumen und die Giftpflanzen, und die Schätze seiner Einbildungskraft waren die einzigen, die der Despot ihm nicht raubte. Die bemittelten Klassen, mit der übrigen Welt im beständigen Contact, haben auch an ihrer Bildung Theil nehmen können: aus ihren Reihen sind die Patrioten, die Helden, die Märtyrer und endlichen Befreier Siciliens hervorgegangen, ebenso wie mehrere der bedeutendsten Staatsmänner des heutigen Italiens. Das Leben dieser Stände hat sich, auch in Sicilien, wohl immer in denselben hergebrachten Formen bewegt. Aber eben darum ist der Abstand so schroff, der sie vom niederen Volk — ich will nicht sagen trennt, denn im Gegentheil sucht man es auf jede Weise zu heben, wohl aber äußerlich unterscheidet. Wir können hier allerdings nur mit unseren Begriffen, als denen von Fremden rechnen. Aber selbst das, was uns vor Allem am sicilianischen und wohl auch an dem unter ähnlichen Be-

dingungen stehenden süditalienischen Volksleben fesselt: sein bunter, phantastischer Schmuck und Aufputz — diese letzten und immer noch bewundernswerthen Aeußerungen einer glücklichen Natur und eines unzerstörbaren Sinnes für Schönheit — kann uns nicht darüber täuschen, daß sich lange darunter die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung verborgen hat, und immer noch ein unsagbarer Grad von Armuth und Verwahrlosung verbirgt. Wir vermögen es nicht in Abrede zu stellen, daß die Masse der Bevölkerung, derjenige Theil derselben, den man beständig vor Augen hat, auch hier, in dieser gesegneten Gegend und anmuthigen Stadt, buchstäblich in Lumpen gehüllt und kaum Einer ist, Mann oder Weib, jung oder alt, der nicht die Spur irgend eines Gebrestes im Gesicht, an Stirn, Nase, Mund oder Kinn trüge. Der Sicilianer, freundlicher an sich geartet als der Süditaliener, ist uns auch von vornherein sympathischer als jener, wenn er gleich in seiner äußern Erscheinung gar nichts vor ihm voraus hat. Von irgend welcher Schönheit dieser Menschen, wenigstens in den unteren Klassen, zu reden, überlassen wir den Localpatrioten und den Novellisten. In Wahrheit gehört selbst ein hübsches Kind zu den Seltenheiten. Am ehesten noch begegnet man einem jungen Burschen, den man mit einigem Wohlgefallen betrachten mag, wogegen die Mädchen, für meinen Geschmack, gleichen Reizes entbehren, die Frauen frühzeitig altern und die Greisinnen zuweilen ein hexenhaftes Aussehen

haben. Sie besitzen auch weder in ihren Bewegungen die Feinheit noch in ihrem Verkehr unter einander den Humor der Nord- und Mittelitaliener; mehr als einmal hab' ich solche Weiber wie die Furien, mit Flüchen und Schimpfreden über einander herstürzen, sich balgen und die langen Haare zerraufen sehen, ein Anblick, der den rasch umher sich Versammelnden eher Spaß zu machen als widerlich zu sein schien. Das Pathos in gewissem Sinn und die Leidenschaft beherrschen sie ganz und gar. Heftig sind ihre Gesten beim Gespräch, noch heftiger und durchdringender ihre Stimmen als wir sie schon in Italien hinlänglich gewohnt sind. Wenn man einen ausrufenden Straßenverkäufer hinter sich und einen zweiten vor sich hat, so glaubt man zuerst taub davon werden zu müssen. Aber sie meinen es nicht so böse, diese Leute, die vielmehr nur auf ihren Handel bedacht sind und ihn in den primitivsten Formen betreiben. Der Verkäufer mit Pfundstück und Wage, mit Elle und Schere karrt seinen Kram, Waaren und Zeuge von Haus zu Haus, Ziegenfelle werden umher getragen — »das zottige Fell der großen gemästeten Ziege«, wie Homer es in der Odyssee schildert — Fische feilgeboten, an einem Bindfaden aufgereiht, und Würste, wie eine Kette rings um den Hals des Mannes geschlungen, wobei Jeder schreit, nicht nur als ob er den Anderen überbieten wolle (was thatsächlich kaum möglich wäre), sondern allenfalls so wie bei uns, wenn es brennt. Man denke sich diesen Lärm, welcher anhebt,

wenn es Tag wird, und mit dem Abend noch nicht aufhört. Denn in der Nacht beginnt der Gesang, auch dieser so stark, vehement und aus Leibeskräften, daß man meint, er werde nicht die Lebenden allein aus ihrem Schlummer wecken. Selbst die Karren und Wagen dröhnen härter auf diesem steinernen Boden, und das Merkwürdigste von Allem ist, wenn die Esel sich vernehmen lassen. Der Esel macht im Süden eine ganz andere Figur; er ist größer, ansehnlicher, er macht sich nützlicher in der Haus- und Landwirthschaft und ist darum auch bei Weitem geachteter als in unseren Himmelsstrichen. Aber auch sein Organ hat sich in gleichem Maße vervollkommnet, und wenn er nun ausholt, so sind es Töne des Jammers und der Klage, wie man sie noch nie gehört, so furchtbar und erschütternd, als ob der Welt ganzes Weh auf seinen Schultern laste, und dann mit einem so hoffnungslosen Gewimmer plötzlich und mitten in einer Cadenz abbrechend, als ob er es aufgebe — als ob es selbst für einen Esel zu viel sei.

Die Fenster in den oberen Stockwerken der Häuser, die von den wohlhabenderen Klassen bewohnt werden, sind fast immer geschlossen; aber in den unteren Räumen, die zu Läden und Werkstätten dienen, wird Alles bei stets weit offenen Thüren getrieben und verhandelt. Denn die Läden und Werkstätten haben hier, wie so ziemlich in allen anderen kleineren italienischen Ortschaften, überhaupt keine Fenster, sondern empfan-

gen Licht und Luft einzig durch die stets offene Thür von der Straße her. Auf der Straße denn auch hocken die Schneider und die Schuster, zu Vieren und zu Fünfen lustig darauf los nähend und hämmernd; der Schreiner hobelt und sägt, der Weber spult und hechelt, der Klempner und der Korbflechter verrichten ihr Tagewerk halb oder ganz auf der Straße; das Feuer der Schmiede leuchtet in die Straße hinein, und die Funken vom Ambos sprühen umher; im Anblick der Straße wird rasirt und frisirt, und auf der Straße sitzen alle Müßiggänger der Stadt vor ihren, übrigens ziemlich dürftigen Kaffeehäusern. Sogar die Nächte werden hier vielfach im Freien zugebracht, wenn die wärmere Jahreszeit gekommen ist. »Es fehlt uns Alles, nur die gute Luft haben wir«, sagte mir mein Barbier, der aus Aci Reale gebürtig, von aufgeweckter Sinnesart und sogar in den alten Autoren belesen ist. Denn er hat die lateinische Schule seiner Vaterstadt bis zu den oberen Klassen durchgemacht und überraschte mich eines Morgens, als er den Properz vor mir aufgeschlagen sah, mit einem classischen Citat, das sich auf des Polyphem unerwiderte Liebe zu der schönen Galatea bezog.

Wenn dieser kritische Kopf vielleicht damit andeuten wollte, daß er allenfalls den mythologischen Ruhm seiner Heimath gelten lasse, so besitzt in der That Aci Reale doch noch Manches außerdem, was den Aufenthalt in der Stadt angenehm macht, und

nichts vor Allem gereicht ihr mehr zum Schmuck, als ihr Belvedere, der »giardino pubblico«, der durch den Umfang und die Großartigkeit seiner Anlagen wahrhaft überraschen muß. Wenige selbst von den größeren Städten Deutschlands könnten sich in dieser Hinsicht auch nur mit den mittleren oder kleinen italienischen messen, und vorzüglich ist Sicilien das Land der auserwählt schönen Gärten, Schöpfungen einer Gartenkunst, die mit dieser verschwenderisch reichen und jedem Sinne schmeichelnden Natur selber zu wetteifern scheint. Einen anderen Genuß freilich erwarte man nicht in ihnen: vergebens würde der deutsche Besucher sich nach einer jener Erfrischungsstätten umsehen, die, nach seiner Gewohnheit, nicht fehlen dürfen, wo man sich im Freien vergnügen soll. Der Italiener vermißt sie nicht: er ist von einer feineren, bedürfnißloseren Art und hat den Enthusiasmus des Kindes, das sich an den Dingen freut, ohne jeden Nebengedanken. Einen anderen, sinnigeren Schmuck dagegen wird man vielfach in diesen Gärten der sicilianischen Städte finden: wie wir es schon erwähnt bei dem flüchtigen Besuch der Villa Bellini zu Catania, so sind auch hier, im Belvedere von Aci Reale, die Büsten der Männer aufgestellt, die sich in irgend einem Sinne um die Heimath verdient gemacht oder den Glanz ihres Namens erhöht haben — Künstler, Dichter, Gelehrte, Geistliche, Beamte, Politiker. Wohl wahr, daß der Ruhm der Meisten von ihnen über den engeren Bezirk nicht hinausgedrungen

ist; aber gibt es etwas Rührenderes, als diesen Localpatriotismus, der das unterdrückte Vaterlandsgefühl so lange ersetzen mußte, der es aber auch mit einer verborgenen, glühenden Liebe genährt hat bis zu dem Tage der Befreiung, an welchem es siegreich, und jeden Widerstand vor sich niederwerfend, in seiner ganzen Stärke hervorbrach? Darum mag auch der Fremde mit Theilnahme diese Marmorbilder betrachten in den immergrünen Hallen, wo der lebendige Lorbeer ihre Stirnen berührt und manch ein Alter, stolz, solche Mitbürger noch gekannt zu haben, die heranwachsenden Geschlechter froh sich unter ihren Schatten tummeln sieht. Das Einzige, was dieses genügsame Völkchen dann vielleicht noch verlangt, ist etwas Musik, und die wird dem Publicum denn auch im Belvedere von Aci Reale wöchentlich mehrmals geboten. An solchen Tagen pflegt eine vollständige Völkerwanderung stattzufinden nach dem sonst so stillen Park, der am äußersten Ende der Stadt gelegen ist. Ihrer ganzen Länge nach durchschreitet man die breite luftige Hauptstraße, die sich an zwei Stellen in ziemlicher Entfernung von einander zu freien Plätzen erweitert und am Ende wiederum ein ländliches Aussehen annimmt, mit einer Allee von Platanen und einem alten Kirchlein auf mäßiger Anhöhe. Hier, unter dem Dache der Heiligen, fanden wir vor einem jener plötzlichen Gewitterregen und Wolkenbrüche Schutz, der uns mitten auf dem Weg überfiel. Während die Wassermassen über den altersgrauen, niederen Bau her-

niederprasselten, hörten wir dem eintönigen Gesange der Kinder zu, welche beim Sonntags-Nachmittagsgottesdienst dem vorbetenden Priester respondirten; und in dem gänzlich schmucklosen Raume ward es allmälig so dunkel, daß die röthlich schwehlenden Wachskerzen fast das einzige Licht darin verbreiteten. Aber nicht eine halbe Stunde später, und das Gewölk riß auseinander, strahlend brach die Sonne durch, und über dem Meere, von einem Ende desselben bis zum andern, wölbte sich ein dreifacher Regenbogen von solch intensiver Pracht der Farben, daß ich etwas Aehnliches gesehen zu haben mich nicht erinnere. Die Temperatur blieb kühl — kühler als sie selbst bei uns im Mai zu sein pflegt; aber zuversichtlich gleich allen Anderen traten wir durch die zierliche Pforte mit vergoldeten Eisenstäben in das Belvedere, dessen Pfade schon getrocknet waren, als an den Gebüschen und Bäumen noch die tausend Regentropfen im Glanze der mit den Wolken kämpfenden Sonne sprühten.

Schöner freilich ist der Park, wenn auf die sicilianische Landschaft auch ein sicilianischer Himmel herabschaut, makellos in seiner unvergleichlichen Bläue, gebadet in Licht und Wärme. Dann, von einer vergitterten Anhöhe, wie von einem Balcon, hoch über dem Meere, blickt man weit hinaus, nach dem calabrischen Gestade gegenüber, in purpurnem Duft, und den sicilischen Bergen, die mit reicher Uferlandschaft den Horizont zur Linken schließen. Der Park ist an-

gelegt auf prähistorischem Lavaboden, dessen mannigfache Hügel und Schluchten jetzt der üppigste Baum- und Pflanzenwuchs bedeckt. Palmen und Rosen und blühendes Gesträuch jeder Art und alle Herrlichkeiten der südlichen Vegetation vereinigen sich hier, sanft auf- und absteigende Pfade führen hindurch, und schattige Bosquets laden zum Verweilen ein. Wenn gegen sechs Uhr Nachmittags die Regimentsmusik zu spielen beginnt, dann versammelt sich ein ziemlich zahlreiches Publicum, in welchem übrigens merkwürdiger Weise die Damen gänzlich zu fehlen scheinen. Die Herren aus der Stadt dagegen geben sich um diese Stunde hier ein Rendez-vous: die weite Rotunde rings um den Musikpavillon ist ganz von ihnen besetzt, während die Männer und Frauen der mittleren oder niederen Klassen außen umher stehen oder lustwandeln. In Gruppen von fünfen oder sechsen kommen die Geistlichen in schwarzen Gewändern und breiten Hüten; unter einem Jasmingebüsch, in voller Sonne, das abendlich erglänzende Meer vor sich, sitzen baarhäuptig zwei weißgekleidete Dominikaner, und eines nach dem andern marschieren ganze Bataillone von Schülern herein, immer paarweis nebeneinander, alle höchst sauber, in militärischem Habit, wie bei uns die kleinen Cadetten, und jede Schar von einem Priester geführt, wie von einem Officier. Man fragt sich, wenn man in diesen sicilischen Städten, ebenso wie in denen des südlichen Italiens, die auffallende Menge von Schwarzröcken

sieht, womit sie sich beschäftigen. Thatsächlich widmet ein großer Theil derselben sich der Jugenderziehung, allerdings meist nur der besseren Stände, wogegen der Volksunterricht in neuerer Zeit eher zurückgegangen als vorgeschritten ist. Denn die Volksschule will die Regierung aus politischen Gründen der Geistlichkeit nicht anvertrauen, und um eine genügende Zahl staatlich approbirter Lehrer zur Verfügung zu stellen, fehlen ihr die Mittel. Dem Fremden würde nicht wohl anstehen, über Dinge dieser Art sein Urtheil abzugeben; er muß sich darauf beschränken, zu referiren, was er sieht und hört. Jede gute Familie hier hält sich ihren Hausgeistlichen, und nicht wenige gibt es, die deren drei bis vier unterhalten. Als ich einmal die Rede darauf brachte, sagte mein Barbier — und man wird mir verzeihen, daß ich seine Worte genau so wiedergebe, wie er sie sprach: »Ein Priester im Haus ist wie ein Schwein im Haus, das man zu Allem gebrauchen kann und von dem man nichts fortwirft.« Er meinte damit durchaus nichts Arges, sondern wollte nur sagen, daß ein solcher Geistlicher der Erzieher der Kinder und der Berather der Erwachsenen in allen Angelegenheiten, weltlichen und religiösen, daß man sich auf ihn verlassen und ihm vertrauen könne, daß er zugleich der gute Freund und treue Diener seiner Herrschaft, mit einem Worte: daß er ihr Factotum sei. — Tadele man darum meinen bescheidenen Freund nicht. Ein ganz anderer Mann als er, einer, der, als er noch lebte,

sich des höchsten Ansehens bei seinen Mitbürgern erfreute, und nun, nach seinem Tode eine der Glorien Aci Reale's ist, hat vor fast sechzig Jahren schon von dem Clerus seiner Vaterstadt gesagt: »Er ist unterrichtet, in guten Verhältnissen, höchst religiös, streng, sogar exemplarisch — aber zu zahlreich« Und er fügt hinzu, daß auf die zwanzigtausend Einwohner, die damals Aci Reale zählte, zweitausend Cleriker kamen.

Diese Zeilen sind einem Büchlein entnommen, das mir sehr lieb und sehr nützlich geworden ist: den »Notizie storiche della città d'Aci Reale« von Lionardo Vigo (Palermo, 1836). Keine der Büsten im Belvederepark hat mich dermaßen angezogen, wie die seine. Jedesmal, wenn ich den schönen Garten betrat, bin ich, gleich rechts vom Eingang, unter dem schirmartig herabwallenden Gezweig einer mächtigen Hängeweide stehen geblieben vor diesem leicht gesenkten Haupt mit der nachdenklichen, breiten Stirne, diesem behäbigen Antlitz, in dem sich so viel Seelengüte, so viel Wohlwollen und so viel Zufriedenheit ausdrücken. Auch ist dies Denkmal, welches die Stadt, neben so manchem andern, dem verdientesten ihrer Söhne gewidmet, in Aci Reale nicht sein einziges: ein zweites, aus Bronce, vom Vaterland ihm errichtet, erhebt sich auf dem Platze, der nach ihm »Piazza Lionardo Vigo« heißt, und eine Marmortafel bezeichnet das Haus, in dem er sein gesegnetes hohes Alter von achtzig Jahren (er starb 1879) erreicht

hat. Es ist ein echtes Patricierhaus, in freier Lage vor der Stadt, an der Straße, die nach Sta. Venera führt, mit dem Ausblick auf die weite Landschaft des Aetna, dieses »schwarzen, schweigenden, gefahrdrohenden Berges, den er mehr geliebt hat, als sich selbst«, und schöner besungen, als irgend ein anderer der heimischen Poeten. Von ursprünglich genuesischer Herkunft, aus einem alten und edlen Geschlecht, welches große Vasallenthümer in Ligurien und der Romagna besaß, ist der Marchese Lionardo Vigo hier, in Aci Reale, 1799 geboren worden und einer seiner jüngeren Vettern ist gegenwärtig noch römischer Senator. Ein Jahrhundert schon und länger sind die Vigo's seßhaft in dieser Stadt, deren Geschichtschreiber und Alterthumsforscher Lionardo war, bevor er der Dichter ganz Siciliens ward: »storico, poeta, filologo« wird er in der Inschrift jener Gedenktafel genannt, und auf all' diesen Gebieten war er einzig thätig, den Erdenfleck, dessen Mittelpunkt der Aetna bildet, zu verherrlichen. Aber wie von dem höchsten Punkte dieses Vulcans er einen Blick wirft auf die rings um ihn ausgebreitete Heimathinsel, so haben seine »Lirica«, hat ihn sein nationales Epos »Il Ruggiero«, das den normannischen Eroberer, den »großen Grafen« besingt, in Sicilien populär gemacht. So charakteristisch spiegelt sich die sicilianische Welt in seinen Gesängen, das man aus ihnen, nicht lange nach seinem Tod, eine Blüthenlese: »Sicilien in den Liedern Lionardo Vigo's« (La Sicilia

nei canti di Lionardo Vigo, di Michele Cali, 1881) zusammengestellt hat. Sein krönendes Lebenswerk aber, das ihm auch in den akademischen Kreisen des Auslandes die höchsten Ehren eingetragen hat, sind die beiden grundlegenden Sammlungen sicilianischer Volkslieder, der »Canti popolari siciliani raccolti ed illustrati« (Catania, 1857) und, in neuer sehr vermehrter Ausgabe, der »Raccolta amplissima di canti popolari siciliani« (das. 1874)[1]).

Daß an, oder nicht weit, von der Stelle, wo heute Aci Reale liegt, eine verschwundene Griechenstadt Xiphonia zu suchen sei, wie Vigo annimmt, scheint mir nicht überzeugend nachgewiesen und durch die Thatsachen keineswegs bestätigt. Auch Naxos, die Jonierstadt, in so geringer Entfernung von Aci Reale, ist untergegangen; aber Mauerreste sind doch noch in den Feldern bei Giardini zu sehen. Alles dagegen, was sich von Alterthümern in der unmittelbaren Umgegend von Aci Reale gefunden hat, ist auf die Römerzeit zurückzuführen. Einem Römer zu Ehren, dem Consul Manius Aquillius, der dem zweiten Sklavenkrieg durch eine siegreiche Schlacht

---

1) La mente di Lionardo Vigo von Domenic Ciàmpoli (Aci Reale 1889). Das Beste dieser Gedenkrede sind die im Anhang hinzugefügten biographischen Notizen von einem Enkel Lionardo Vigo's. — Kürzer, aber inhaltreicher ist ein kleiner Aufsatz: »Un poeta dell' Etna« von Ottavio Grassi Badalà in der Zeitschrift »L'albo della giovinezza« (Bergamo, 30. Gennaio 1893).

in dieser Gegend (99 v. Chr. Geb.) ein Ende machte, soll Xiphonia dann den Beinamen Aquilea erhalten haben. Der Namen Acium, als Bezeichnung einer Stadt, begegnet sicher beglaubigt zuerst in dem Itinerarium des Kaisers Antonius Pius, der im Jahr 150 n. Chr. Geb. eine Reise durch Sicilien machte: Per Tauromenium Naxo m. p. XV, Acio m. p. XIX, Catina (das gegenwärtige Catania) m. p. IX.[1]). Diese Wegangaben treffen heut noch zu. Der früheren Zeit ist Acis nur als Flußname bekannt gewesen; auch Silius Italicus, wo er (de bello punico, XIV) von den mit den Römern verbündeten Gebieten Siciliens spricht, führt den Acis an, »der durch die Aetnäischen Lande zum Meere strebt, und mit sanfter Woge die holde Nereide badet«. In der That scheint die Acissage, so wie wir sie jetzt kennen, erst von den römischen Dichtern ausgebildet oder überliefert worden zu sein In Theokrit's Idyll »Der Kyklop« tritt dieser, »unseres Landes alter Genoß, Polyphemos« nur als unglücklich Liebender auf, »der für Galateia glühete«; und auch Properz läßt es dabei bewenden, daß die Tochter des Nereus bei Polyphem's Gesang die »triefenden Rosse« zum Aetna lenkt (Elegiae, IV, 1, v. 45). Erst im Ovid, der übrigens die Liebesklage des Kyklopen (Metamorph. XIII, 786 ff.) fast wörtlich aus Theokrit übersetzt, wird der ganze Hergang erzählt: wie Poly-

---

[1]) Vigo, p. 11.

phem mit einem Steinwurf den begünstigteren Nebenbuhler Acis tödtet und dieser darauf, in einen Fluß verwandelt, mit der geliebten Nymphe sich für immer verbindet —

»— Auch so noch war, gewandelt zum Strome,
Acis, und ständig verblieb bei dem Fluß der vormalige Name.«
(Ib. 895.)

Und also bis zum heutigen Tage: noch immer geht das Flüßchen Aci, mit seinen beiden Armen, le acque Grandi und la Reitana, bei dem Capo di Molino ins Meer: Wasserläufe, welche kühl und klar, in reichlicher Fülle, vom Aetna herabkommen. Ihre Mündung, ungefähr eine Stunde von Aci Reale, bezeichnet die Stelle, wo mit der Sage vom jüngeren die vom älteren Polyphem sich gleichsam berührt: die kyklopischen Felsen, vom Volke faraglioni genannt, wie ähnliche Felsbildungen bei Capri heißen, und den Hafen des Odysseus —

»Aber am Haupte der Bucht ergießt sich blinkendes Wasser,
Quellend aus Felsengeklüft; und umher sind grünende Pappeln.«
(Od. IX, 140.)

Der Tag war kühl und sonnig, der Aetna mit großen silbernen Wolken bedeckt, als wir dahinausfuhren. Die Landstraße, wiewohl reizlos an sich, höchst staubig und schnurgerade, verleugnet dennoch nicht den südlichen Charakter: Citronenhaine, das ganze Jahr blühend und Früchte tragend, sind auf beiden Seiten, abwechselnd mit Weingeländen, die bis hinunter ans

Meer reichen. Es ist die Straße, die nach Catania führt, und hier, etwa halbwegs, erblickt man bald, in einer Meeresbucht, nicht weit vom Strande, die Kyklopenfelsen aus der See ragen. Es sind vulkanische Gebilde, sieben an der Zahl, von hohem Alter und mächtigen kühnen Formen, Inselchen und Riffe, in geringen Abständen von einander umhergestreut. Die größte derselben ist die Isola di Trezza oder Lachea (Lakía). Man rudert in wenigen Minuten von dem Dörfchen Acitrezza hinüber: ein ungeheurer Felsblock, an dem man nicht mühelos emporklimmt, mit Höhlen und phantastischen Bögen und gewaltigen Basaltsäulen, von Krystallgruppen durchschossen, mit einer spärlichen Erdschicht bedeckt, in welcher oben der Akanthus blüht, und unten, in traulicher Nachbarschaft, neben einem Kartoffeläckerchen ein paar Weinstöcke stehen. Dieses Inselchen ist das Eigenthum eines Cavaliers, des ehemaligen Präfecten von Rom — desselben (wie klein doch die Welt, auch in Sicilien ist!), mit welchem wir, kurz zuvor, auf der Hinreise, von Neapel nach Messina gefahren — und jetzt an die Schiffersleute verpachtet, die uns herübergebracht. Die reichere Ernte für sie mag der Fremdenbesuch sein; sie haben den Schlüssel zur Insel bei sich, die festungsartig gesperrt ist und ohne sie nicht betreten werden kann. Ein kleines Bretterhaus ist unten, in welchem zur Sommerszeit, wenn die Badesaison begonnen hat, Erfrischungen gereicht werden. Oben hat man den Fernblick auf die

beiden Küsten von Sicilien und Calabrien und das dazwischen fluthende, breite Meer. Ein Dampfer zog vorüber, der nach Triest ging; den Prospect nach rechts schloß das vorspringende Fels- und Burggemäuer von Aci Castello.

Diese kyklopischen Felsen nun sind es, mit denen einst der racheschnaubende Kyklop das Schiff des Odysseus zu zerschmettern trachtete. Nicht der unholde, liebeschmachtende Jüngling der Acissage, der, wie schon Seume bemerkt, etwas Komisches hat, sondern der ausgewachsene Riese, der Menschenfresser, ist dieser furchtbare Polyphem, der von Odysseus geblendet, beraubt und verhöhnt, Felsstück auf Felsstück nach ihm schleudert, ohne zu treffen — denn er kann ja nicht mehr sehen:

»Hoch auf schwoll das Gewässer vom niederstürzenden Felsblock,
Vorwärts wogend das Schiff, und strudelt' es nahe zum Ufer.«
(Odyssee IX, 541.)

Es ist merkwürdig, daß in dem Bilde, welches Homer sich von Sicilien macht, derjenige Zug fehlt, der in der That sein beherrschender ist, nämlich der Aetna. Aber deutlich abgegrenzt in der localen Ueberlieferung ist »das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler«, und gleich seinen Genossen auch der Polyphem der »Odyssee« hier noch ein Hirt: »ein Scheusal, groß zum Entsetzen«, »ein Mann von Riesengestalt, der die Herde einsam pflegte zu weiden« (IX, 187). Bei Hesiod dagegen sind die Kyklopen bereits Hand-

werksmänner voll »großer Kraft und Macht und Erfindungsgabe zur Arbeit«, im Uebrigen den Göttern ähnlich, ausgenommen darin, daß sie nur ein Auge haben; »Ungeheuer voll kühnen Trotzes, welche dem Zeus Blitz und Donner schufen;« und also bringt Euripides, der in seinem »Kyklop« der homerischen Erzählung sonst ziemlich treu folgt, sie der genaueren Kenntniß seiner Zeit gemäß, in Zusammenhang mit dem Aetna:

»Da blies ein Wind aus Osten auf mein Schiff herein,
Und warf an diesen Felsen uns des Aetna, wo
Einsam des Fluthengottes Söhn', einäugige
Kyklopen, hausen, gierig nach der Menschen Blut.«
(Donner's Uebersetzung, V. 19 ff.)

Hier auch erscheint »der wilde Kyklop« bereits als »des Aetna's Sohn«, als »böser Nachbar« des Hephästos, der des Aetna's Herrscher ist. In dieser späteren Gestalt des Mythus, in welcher die Kyklopen die Schmiedegesellen des Hephästos sind, hat ihr rundes Auge (κύκλωψ), nach dem sie hießen, sich in einen Feuerball verwandelt, von Schildesgröße, mitten auf der Stirn, und ihre Werkstatt ist der Aetna. Denn in seiner ganzen furchtbaren Schönheit hatte man den feuerspeienden Berg inzwischen kennen gelernt. Aeschylos malt ihn uns, im »Gefesselten Prometheus«, schon aus eigener Anschauung:

»auf der wolkigen
Bergkuppe sitzt und hämmert sein gluthsprühend Erz
Hephaistos; dorther werden Feuerströme einst
Herniederbrechen, rings zerfleischen mit wildem Zahn
Die saatengrünen, sel'gen Au'n Sicilia's.«
(Droysen, V. 363 ff.)

Diesen Ausbruch von 475 v. Chr. Geb., einen der berühmtesten in der langen Schreckensgeschichte des Aetna, welchen Aeschylos seinen Prometheus voraussagen läßt, schildert dann Pindar im ersten pythischen Siegesgesang:

»Tief aus ihren Schlünden brechen
Leuchtende Bäche hervor unnahbaren Feuers: am Tag
Wirft die Brandung rauchend den Glühstrom hoch empor,
Beim Nachtdunkel trägt im Purpurschein
Felsblöcke die wirbelnde Flamme weit hinaus in des
Meers Abgründe mit Donnergekrach.«
(Schnitzer's Uebersetzung, V. 22 ff.)

Dieser Hymnus hat die Widmung: »Hieron, dem Aitnäer«; es ist Hieron I., der, vier Jahre nach jener Eruption, der Stadt Katane, nach Austreibung der alten jonischen Einwohnerschaft und Ansiedlung einer neuen dorischen, den Namen Aitna gab. Zur Feier dieser Neugründung dichtete Aeschylos die Trilogie der »Aitnaierinnen«, von der uns indessen nur spärliche Fragmente geblieben sind (vergl. Droysen, Aeschylos, S. 492); und bald nach Hieron's Tod nahm auch Katane wieder den alten Namen an, den es, in der modernen Form von Catania, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Aber es ist eine völlig neue Stadt auf altem Grunde: der Ausbruch des Aetna von 1169, schrecklicher als der, den Pindar und Aeschylos gesehen, obendrein verbunden mit einem Erdbeben, zerstörte sie fast ganz, und der Ausbruch von 1669, der schrecklichste von allen, bedeckte sie mit einer Lava-, Sand- und Steinschicht von fünf bis sechs Fuß Dicke auf einer Ausdehnung von fünfzehn Meilen im Umkreis.

Das Erdbeben von 1693 hat auch Aci Reale so schwer betroffen, daß man dort nur wenige Gebäude sieht, die vor dieser Zeit gestanden haben mögen; eigentlich verhängnißvoll jedoch greift in seine Geschichte jener Ausbruch von 1169 ein. Jedem, der diese Stadt besucht, wird es auffallen, daß fast alle benachbarten Dörfer und Orte, so viel ihrer hier am Fuße des Aetna liegen, einen Namen haben, der mit »Aci« beginnt: Aci Castello, Aci Catena, Aci Sta. Lucia, Aci Sant' Antonio, Aci Bonaceorsi, Aci San Filippo und Patane. Wenn man die Leute fragt, so sagen sie, daß sie so heißen zum Andenken an eine große Stadt, die einst hier gestanden habe und in einem Ausbruch des Aetna untergegangen sei. Dieser hier allgemein verbreitete Glauben wird von Lionardo Vigo bestätigt (Notizie storiche, p. 88); »ich folge hierin«, sagt er, »mehr der Ueberlieferung und den alten acitanischen Karten, als dem Zeugniß der Historiker, welche, und wie mit Absicht, über diese Eigenthümlichkeit unseres Municipiums schweigen: aber die Tradition ist übereinstimmend, beständig und vernunftgemäß«. Nach seiner Erzählung ging die Stadt am 4. Februar 1169 in dem Erdbeben und Feuerregen zu Grunde welche die ganze Aetnaregion erschütterten und verwüsteten. Während aber in Catania fünfzehntausend Menschen umkamen, konnten die Bewohner von Aci noch aus den Trümmern ihrer alten Sitze fliehen; nach ihren verschiedenen Familien zogen sie fort, jedem Haupte des

Volkes folgten einige Hunderte zu deren großen Landgütern, auf welchen sie sich alsdann niederließen. Aus diesem öffentlichen Unglücke, schließt Vigo seinen Bericht, entsprang jene Anzahl von Dörfern, Flecken und Gemeinden, welche sich Aci nennen und den südlichen Abhang des Aetna so lebendig und so heiter machen.

An einem herrlichen Maimorgen unternahmen wir eine Rundfahrt zu diesen aetnäischen Gefilden. Tage lang, bei bedecktem Himmel, hatten wir nichts von diesem Monarchen der Landschaft gesehen, der in der Phantasie der umwohnenden Bevölkerung und ihrem täglichen Gespräche die wichtigste Rolle spielt. Sie sagen nicht Aetna, wie wir, sondern »Etena«, oder nennen ihn mit dem mittelalterlichen, der Araberzeit entstammenden Namen Mongibello (im Dialect Muncibeddu), zusammengeschmolzen aus dem italienischen Monte und dem arabischen »gebel«, das gleichfalls Berg heißt. Er ist ihnen »der Berg« überhaupt. Beständig, auch wenn er ganz im Nebel verschwunden ist, blicken sie nach ihm hin, und es ist ein Fest für sie, wenn er in seiner ganzen Glorie wieder heraustritt, den Silbermantel frisch gefallenen Schnees um seine beiden Schultern, die Spitze selten nur mit einem leichten Wölkchen Dampfes gekrönt. Die Rauchsäule des Vesuvs bei Tag und seine Feuersäule bei Nacht fehlen ihm; aber von welcher Majestät ist dieser kolossale Bau, von welch' großartigem Adel der Form, und wie leuchtet dann das tiefere Blau des Himmels gegen das ruhige Weiß, das er

»an eisigem Busen nährt« (Pindar). An solchem Tage, wenn die Luft voll Sonnenschein ist und köstlicher Kühle, muß man den Aetna, muß man aber auch die Leute hier sehen, wie glücklich und froh, nein, wie stolz sie sind auf ihren »Muncibeddu«.

Hügelan, immer zwischen dem Hochgebirg und der See, steigt der Weg durch die Gartenlandschaft, in der die Rosen blühen und neben dem ergrünenden Wein, dem Gold und Silber der Citronen und Orangen, vor Allem um diese Frühlingszeit der Mispelbaum seine gelben, angenehm säuerlichen Früchte mit den dicken, schwarzen Kernen trägt. Unser Kutscher war ein munterer Bursche, mit einem rothen flatternden Tüchlein um den Hals, und von so mittheilsamer Natur, daß er, während sein kleines Pferd lief, was es laufen wollte, uns immer etwas zu sagen, zu zeigen und zu erklären hatte. Er freute sich des Segens um ihn her, wenn auch nicht allzuviel davon auf seinen Antheil kommen mochte. Doch er war zufrieden. »Limonen haben wir das ganze Jahr,« sagte er, als ob man von Citronen leben könnte. Und doch ist es fast so! sie schälen und essen sie, wie bei uns die Aepfel. »Und was kosten sie?« fragen wir. »Ah, niente,« gibt er zur Antwort; »fünf, sechs für einen Soldo.« Desgleichen stand er mit den Heiligen auf dem besten Fuß, und wenn es an ihm gelegen hätte, wären wir sogleich nach Tre Castagni gefahren, wo morgen das Fest der drei Patrone dieses Städchens, Sant' Alfio,

San Gellino und Sant' Alberto gefeiert werden sollte. »Ganz Catania strömt herbei; denn diese Heiligen,« rief er aus, »thun belli miracoli.« — »Kann man etwas von diesen Wundern sehen?« — »Si, si,« sagte der Kutscher, der immer mehr in Ekstase gerieth, »Stumme fangen an zu sprechen, und Kranke werden geheilt.«

Indessen waren wir in Aci San Filippo, demjenigen dieser Dörfer angelangt, welches, in schon beträchtlicher Höhe gelegen, gleichsam den Mittelpunkt aller sieben Aci's bildet. Amphitheatralisch, in weitem Umkreis gelagert, auf dem stufenartig ansteigenden Gelände des Berges, aus dessen Fruchterde zahlreiche und ungeheure Lavablöcke scharfkantig hervorragen, liegen diese lachenden Ortschaften hier um den Beschauer ausgebreitet, von Aci Reale mit seiner schimmernden Häuserreihe, zur Linken am Meere, bis zu dem grauen Gemäuer von Aci Castello, den kyklopischen Felsen gegenüber, zur Rechten, in einer Entfernung von ungefähr einer halben deutschen Meile. Erst 1642, als Philipp IV. die Stadt für eine Summe verpfändete, welche jene dem König schuldete, erhielt, auf den Wunsch der Bürgerschaft, unser Aci den Beinamen des »Königlichen«, um anzudeuten, daß sie zum Domanium regale gehöre[1]). Doch nomen et omen. Denn wiewohl durch diesen Namen an ein feudales Verhältniß

---

[1]) Vigo, p. 120.

erinnernd, das heute längst verschwunden, ist Aci Reale jetzt in der That die Hauptstadt aller anderen Aci's geworden. Aber sie war es nicht immer. Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus hatte sie noch nicht einmal eine Kirche, sondern nur eine kleine Kapelle, da, wo heut' auf dem Marktplatze der Dom sich prächtig erhebt: die Sacramente wurden nur in der Kirche von Aci San Filippo administrirt[1]).

Vor dieser Kirche standen wir jetzt. Auf einer Erhöhung über dem Dorf, das sich, zu Füßen derselben, mit seinen von Wein und Orangengärten umgebenen Häusern gar malerisch gruppirt, während der Aetna von fern auf sie herabschaut, macht diese Kirche noch immer einen ehrwürdigen Eindruck. Eine mächtige Kuppel überwölbt sie, und obwohl die Front renovirt zu sein scheint, deuten die Seitenmauern auf ein höheres Alter, wie man denn in einem der Pfeiler die Jahreszahl 1558 eingehauen sieht. Ueber dem in Barockstil gehaltenen Portal aber steht noch die Steintafel mit der Inschrift:

D. O. M.
Totius Acis
Mater et
Caput.

Dieses »ganze Acis« umfaßte damals alle sieben Ortschaften, die lange für einen gemeinsamen Complex

---

1) Vigo, p. 107.

galten, und noch 1670 auf einer Gedenktafel, die ich in Scaletta, nicht weit von Aci Reale, dicht über dem Meer, an eine Mauer geheftet sah, als die sehr große Stadt Aci, »Aci urbs amplissima«, bezeichnet wird.

Lange noch, indem wir bei glühender Mittagshitze den steilen Weg hinan weiterfuhren, sahen wir unter uns, zwischen blühenden Orangebäumen und tief im Grün gebettet, die Mutterkirche von San Filippo mit dem schillernden Meere dahinter, und erreichten in Sant' Antonio das höchste dieser Dörfer, das eine schöne Piazza mit drei großen Kirchen ringsum hat, einzelne Häuser mit reizvollen Portalen zeigt und durch Thorbögen hier und dort manchen herrlichen Durchblick gewährt.

Alles war Licht, Glanz, Duft und Heiterkeit an diesem sonnigen Tage, und auch Pferdchen und Maulthiere, so viel ihrer uns begegneten, trabten einher, noch bunter geputzt als sonst, mit rothem Federbusch auf dem Kopf und allerlei blitzendem Metallgehänge um den Hals. Welch' eine Welt von Poesie rollt und rasselt an uns vorüber in diesen Karren auf zwei Rädern, dem gewöhnlichen Frachtfuhrwerk der sicilianischen Landbewohner! Schon am ersten Tage in Syrakus waren die Malereien mir aufgefallen, mit denen, in mehr oder weniger reicher Farben- und Figurenpracht, die beiden Längsseitenwände der »carri« bedeckt sind: Schlachtscenen voll wilden Tumults, Ritter in blanker Rüstung, mit Sturmhauben und wallender Helmzier,

das Kreuz auf dem Schild und mit gezückten Schwertern loshauend auf die Turbanträger und Söhne des Propheten; Reiter auf schweren Streithengsten und Reiter auf Kameelen oder Giraffen; Fußvolk im Lanzenkampf wider einander anstürmend, Mohren und Weiße, Christen und Heiden, schnauzbärtige Kerle, phantastisch gekleidet in rothe Wämmser und blaue Pluderhosen, dazwischen händeringende Jungfrauen in grünen Gewändern mit langen Schleppen, das Mieder mit Edelgestein besetzt, und Nonnen in wehenden Schleiern, auf Tod und Leben sich wehrend wider die Ungläubigen, die sie entführen wollen — und das Alles beladen mit Backsteinen, Mehlsäcken, Haferstroh, geführt von einem Bauernburschen mit runder Mütze, von welcher nach hinten zwei lange Bänder herabhängen, und gezogen von einem mageren Maulthier oder spindeldürren Rößlein!

Kein Contrast konnte stärker, keiner ergreifender sein. Aber erst hier, in Aci Reale, da diese Karrenmalereien in ähnlicher Weise sich beständig wiederholten, und später, je mehr ich, in das Innere der Insel gelangend, davon sah, ward mir klar, was sie vorstellen sollten, bis ich zuletzt ganz heimisch unter ihnen ward. Denn wer würde glauben, daß unter diesem seltsamen Aufzug in der Einsamkeit der sicilianischen Landstraße sich der ganze romantische Sagenkreis verbirgt, aus den Gedichten des Mittelalters und Uhland's Balladen und Romanzen uns theuer? Und doch ist es so. Diese

Ritter sind die Paladine Kaiser Karl's: dies ist Roland und dies Rinald, dies Milon von Anglant, dies Ganelon von Mainz und Naims von Bayern. Diese Fräulein sind Angelika, Bradamante und Marfisa. Dieses Roß ist Frontin und dieses Brigliador —

»der schöne, muth'ge Renner,
Dem nur Bayard verglichen wird«.

Dieses Schwert heißt Durindana, dieses Fusberta, dieses Balisarda — und jedes von ihnen

»mit ungeheurem Streiche
Macht Roß und Mann auf einen Hieb zur Leiche«.

Der Leser wird dieser Verse sich aus dem Ariost erinnern; sein Roland war nicht der mehr, der im Kampfe gegen die Saracenen bei Roncevalles den Heldentod starb und den wir aus der Chronik des Erzbischofs Turpin kennen. In der That, wenn Ariost sich auf diesen bezieht, so geschieht es immer nur in jener ironischen Weise, die durch einen Scherz — wie Cervantes durch treuherzigen Ernst — das Unglaubliche beglaubigt; z. B. »Turpin hat sie gezählt«, wenn der Erschlagenen gar zu viele sind, oder »Turpin vergaß die Namen mitzutheilen«, oder »berichtet nicht, wo sie geblieben«. Ariost's Orlando vielmehr ist einzig der Verliebte, den die Leidenschaft für Angelika zum Rasenden macht, und sein Dichter singt »die Frauen, die Ritter, die Waffen, die Rüstungen, die Liebeshändel, die kühnen Unternehmungen, die zu der Zeit geschahen, wo die Mauren von Afrika herkamen übers Meer«. Es ist

die Romantik des Nordens, aber unter einen wärmeren Himmel verpflanzt: das Rolandslied, das im Gefolge der Herzoge der Normannen ging; das Wilhelm, den Eroberer von England, auf das Schlachtfeld von Hastings, und die Söhne Tancred's, die Eroberer von Sicilien, zur Einnahme von Palermo begleitete:

»Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch' Panier, manch' Herze schwoll«.
(Uhland).

Der Charakter dieser Gesänge, der »chansons de geste«, wie die Jongleurs im elften Jahrhundert sie sangen, war ein strengreligiöser und feudaler: sie behandelten den Kampf der Christen gegen die Mohammedaner, und von dem, was man in einem späteren Sinne Ritterlichkeit nannte, war noch nichts darin. Sie hatten »i cavalier, l'arme, gli armori, l'audaci imprese«, aber ihnen fehlten »le donne, le cortesie«[1]). Das, was die romantische Poesie für uns »menschlich, anmuthig, künstlerisch« macht, kam unter der »Tendenz des Jahrhunderts, sich an die Antike anzuschließen« (Ranke), erst durch die Dichter der Renaissance hinein; durch Pulci, durch Bojardo, durch Ariost, und in der Gestalt, die sie ihm gegeben, lebt das Rolandslied, ausgestorben in der Heimath, hier im fernen Süden, im Herzen und im Munde des niederen Volkes fort. Söhne desselben, die »Cantastorie«, Geschichtenerzähler, Rhapsoden des Marktes und der Straße,

---

[1]) Demogeot, Hist. de la Litt. française, 1862, p. 90.

lesen es am hellen Tag und unter freiem Himmel aufmerksam lauschenden Versammlungen vor; die Puppenspieler führen es in ihren kleinen Theatern auf; die Karrenmaler stellen es mit grellen Farben in diesen Schildereien dar. Die Cantastorie sind die eigentlichen Schriftgelehrten unter den geringen Leuten: sie können lesen und lesen in der That aus dem Ariost oder anderen Büchern vor; denn es gibt in Sicilien eine ganze gedruckte Literatur dieser Rittergeschichten. Die Karrenmaler dagegen sind zumeist Analphabeten und üben ihre Kunst aus dem Gedächtniß, aus dem, was sie von den Vorlesern oder bei den Puppenspielern gehört haben. In Catania z. B. gibt es eine Fabrik, in welcher einige dieser Künstler mit nichts Anderem beschäftigt sind, als Karren zu bemalen, die sich dann in die verschiedenen Gegenden der Provinz zerstreuen[1]).

Indessen sind es, wenn vorzugsweise, doch bei Weitem nicht die Paladine Karl's d. Gr. allein, deren Thaten und Abenteuer die Stoffe zu solchen Malereien liefern: wie sich andere Sagen- und Legendenkreise in zahlreichen Anklängen mit den Gesängen des Ariost mischen und vielfach in der »Puppenoper« dargestellt werden, so finden sich König Artus mit der Tafelrunde, der Zauberer Merlin, Scenen aus dem trojanischen Kriege, Bilder aus der biblischen und der Geschichte

---

1) Man vergl. hierüber die Schrift: »Gli ultimi echi della leggenda cavalleresca in Sicilia« del Prof. Achille Mazzoleni. Aci Reale, Tip. V. Micale, 1892.

der Heiligen auch auf den Karrenwänden, zuweilen mit Reimen darunter und fast immer von Arabesken umschlungen, die sich mannigfach bis auf die Speichen der Räder und die Deichsel fortsetzen, in denen das buntgeschirrte Pferdchen oder Maulthier läuft. Wundersame Phantasie dieser Kinder des Südens, die ihrer Armuth so viel abringen, um in einem solchen Luxus von Farben schwelgen zu können; die noch in ihrer Niedrigkeit vertrauten Umgangs pflegen mit den Helden der Vorzeit, den Rittern der Romantik und, stolz bis in ihre Verirrungen, selbst diese mit einem poetischen Schimmer umgeben. Verzeichnen die »Canti popolari« des Vigo doch eine Rubrik von Banditenliedern! Muß man ein Volk nicht lieb gewinnen, das trotz seiner Vergangenheit voll von Unglück und Knechtschaft, neben allen Schäden, die daraus hervorgegangen, doch so viele Schätze des Gemüthes und Geistes durch die Jahrhunderte sich bewahrt hat; und darf man daraus nicht die Hoffnung schöpfen, daß es unter einer weiseren und menschlicheren Regierung endlich wieder auch in der Wirklichkeit eines Glückes theilhaftig werden wird, das es jetzt nur in seinen Träumen, seinen Liedern, seinen Puppenspielen und seinen Karrenbildern genießt?

V. Girgenti und Palermo.

Aus der glücklichen Abgeschiedenheit von Aci Reale traten wir nun wieder in die große Trümmerwelt Siciliens. Lange noch, und weit über Catania hinaus, blieb uns leuchtend in seinem eisigen Glanz der Aetna sichtbar, den man sogar in Girgenti, von der Rupe Atenea soll erblicken können und den die Bewohner des Innern bis zu dieser südwestlichen Küste nicht anders nennen als den Vesuvio di Catania. Diese ganze Strecke, von Nordosten her, durchquerten wir in einer langen, langsamen und beschwerlichen Eisenbahnfahrt; mehrmals, und dicht vor dem Ziele noch, mußten wir aus einem Zug in den andern steigen, und es gehörte viel Geschwindigkeit und einiges Glück dazu, den rechten zu treffen. Das Schienennetz in Sicilien ist noch ziemlich weit davon entfernt, vollständig zu sein, und der Dienst der Eisenbahnen läßt hier an Bequemlichkeit für den Reisenden und präcisem Einhalten des Fahrplans noch viel mehr zu wünschen übrig, als selbst im eigentlichen Italien, was immerhin Etwas sagen will. Jedoch in einem Lande, wo jeder Anblick überraschend ist und jeder Fußbreit Erde tausend Erinnerungen weckt, hat auch diese Lässigkeit

der Beförderung ihren Vortheil: die Bilder fliegen nicht in verwirrender Eile dahin, das Auge vermag auf jedem einzelnen zu ruhen, und die Gedanken folgen vom einen zum anderen. Von dem reinen und sanften Lichte des Frühlingsnachmittags beschienen, sahen wir das Inlandsgebirge von Sicilien, mannigfaltig bewegt, in schönen Formen, Hochebenen und eingeschlossene Thäler abwechselnd mit schroffen Felspartien und malerisch daran emporgebauten Ortschaften und Städten. Im Abendroth, auf steiler Höhe, seine grauen Mauern und Thürme, warm vom Strahl der sinkenden Sonne, burgartig, Häuser und Kirchen übereinander gedrängt mit Giebeln und Zinnen und Zacken, lag Castrogiovanni, das uralte Henna; vormals das Heiligthum der Demeter, der Göttin der Fruchtbarkeit und Siciliens, mit dem See Pergus nicht weit von hier, an welchem Persephone (Proserpina) mit den Gespielinnen Narcissen pflücken ging, als der Beherrscher der Unterwelt, aus den Bergen hervorbrechend, »aufs Gespann schwarzmähniger Hengste die Braut« hob (Platen). Trauernd wandert nun die göttliche Mutter, um die geliebte Tochter zu suchen; und wem ginge bei dieser Erzählung nicht ein sanftes Echo durch die Seele von Schiller's »Klage der Ceres«:

»In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.«

Eine der poesievollsten Sagen des classischen Alterthums, wie fast Alles, was wir an poetischen Ueberlieferungen aus diesem haben, griechischen Ursprungs, und später von den römischen Dichtern nur weiter ausgeführt, ist es das Sinnbild vom Saatkorn, das sich in ihr personificirt, von den Keimen, »die dem Auge starben«:

»Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet —«

Die Hälfte des Jahres, so lautet »der Schluß des Zeus«, soll im dunklen Schoß der Erde die Geraubte wohnen; aber mit jedem Frühling ins Licht der Sonne, zur Mutter zurückkehren, und Sicilien ist ihr Hochzeitsgeschenk!

Das Gestade des Sees mit den umliegenden Hügeln, in deren Hainen Ovid noch »ewigen Frühling« sah, wird jetzt als wüste Stätte geschildert, wie die ganze Gegend es ist[1]).

Es wurde Nacht, als wir in die Schwefeldistricte kamen. Der aufgehende Mond beleuchtete bei Comitini-Zolfare und Grotte unwirthliche Flächen, weithin aufgewühlt, qualmend und dampfend in dem bleichen Dämmerlicht, mit hier und dort einer Flamme dazwischen, an den kleinen Bahnhöfen gelbe viereckige Schwefelblöcke hoch aufgehäuft und Alles nach Schwefel rie-

---

[1]) Vergl. Ziegeler, Aus Sicilien (Gymnasialbibliothek, vierzehntes Heft). Gütersloh 1892; eine lehrreiche, kleine Schrift.

chend. Es war zehn Uhr Abends, als wir in den Bahnhof einliefen, der unterhalb Girgenti's und noch ziemlich entfernt von der Stadt liegt. Hohe Bergrücken verdeckten uns jetzt den Anblick des Meeres, welches wir auf der letzten Strecke des Weges im Mondenschein hatten flimmern sehen; aber die dunkle Linie des Hügels über uns war ganz mit Lichtern gesäumt, bis auch diese hinter einer Biegung der Straße verschwanden. Im webenden Mondesdämmer nahm nun das Gestein gegenüber gar seltsame Formen an, und in der Täuschung des Zwielichts glaubten wir Häuser und Straßen zu sehen, wo doch nichts war, als der nackte Felsboden einer untergegangenen Stadt.

Ganz draußen, dicht am Meer und an der Schwelle gleichsam dessen, was von dem alten Akragas übrig geblieben ist, war unser Hôtel; und den ersten Eindruck dieser wunderreichen Umgebung empfing ich in der Frühe des andern Morgens von der Landstraße herab: es war der einer großen und erhabenen, einer ungeheuren und feierlichen Einsamkeit, als die weite, muldenförmige Thalebene vor mir lag, mit Oelbäumen und Ruinen bedeckt, von dem breiten Silberstreifen des Meeres begrenzt, auf der Landseite von Hügeln umschlossen und auf dem äußersten derselben, der Stätte der alten Akropolis, amphitheatralisch gelagert, die Steinmasse des heutigen Girgenti. Von dort herab, die ganze Niederung ausfüllend, ergoß sich der Häuser-

strom von Akragas, einst, nach Syrakus, die zweite Stadt Siciliens.

»Dich bitt' ich, o Freundin der Pracht, du schönste der irdischen Städte,
Hort der Persephone, die du am herdenernährenden Rand
Des Akragasflusses auf stattlich überbautem Hügel wohnst,
Königin, nimm mit der Menschen und der Unsterblichen Gunst
Den Kranz, den ich bringe —«

So besingt sie Pindar im Eingange des zwölften pythischen Siegesgesangs[1]).

Um diese Zeit, im fünften Jahrhundert v. Chr. Geb., entfaltete sich die Blüthe von Akragas, und Theron war es, zuerst der Gegner, dann der Bundesgenosse Hieron's I. von Syrakus, der die Stadt den Abhang des Hügels hinunter weiterführte, der sie mit Mauern umgab und ihre Tempel zu bauen begann[2]). Auch ihn, den Akragantiner, den Sieger mit dem Wagen, feiert Pindar als den »Erhalter der Stadt«, der die Karthager zurückschlug und dessen Vorfahren

»Den heiligen Wohnsitz am Strom nahmen und Sikelia's Auge wurden«.

Gleich Syrakus ist Akragas auf seinen ältesten Umfang zusammengeschmolzen, wo jetzt auf dem ehemaligen Burghügel, der Akropolis »des flußumspülten Akragas«, das Städtlein Girgenti liegt, der Namenserbe des römischen Agrigentum. Aber der Proceß war

---

1) Uebersetzung von C. F. Schnitzer.

2) Freemann, S. 89.

ein umgekehrter: während Syrakus vom Thal aufstieg zu den Hügeln und von diesen zurückging ins Thal, stieg Akragas von dem Hügel hinunter und kehrte zu diesem zurück. Einsam liegt unser Hôtel, das einzige von Menschen bewohnte Haus, inmitten dieses Terrains der ehemaligen Unterstadt, deren Umfassungsmauern man noch dort unten bei den Tempeln erkennt. Und je höher ich steige, desto weiter wird der Blick auf das Meer, jenseits der Ebene mit dem Horizont ineinanderfließend — das mittelländische Meer, oder, wie man hier sagt, das afrikanische; rechts der Hafen des Empedokles, links weiß emporragender Küstenfels, von der Brandung bespült, und dazwischen immer noch die beiden dünnen Wasserfäden, der alte Hypsas, jetzt Fiume S. Biagio, der in den Akragas, jetzt Fiume Girgenti, fließt und mit diesem in die See mündet.

Noch zeigt man, unter den Trümmern der Ruinenstadt, mitten im Feld, einen hoch aufgethürmten Quaderbau, Grab des Theron, Tomba di Terone genannt, wiewohl feststeht, daß das Mausoleum dieses Herrschers von den Karthagern zerstört und das gegenwärtige viel später erst, und sicher nicht ihm, errichtet worden ist. Aber das Andenken der Nachwelt hat den Namen dessen, der Akragas groß und berühmt gemacht, nicht schwinden lassen, sondern an diese Stätte selber knüpfen wollen, zusammen mit jenem andern, dem des Empedokles, welchem man hier überall noch begegnet, wie dem des Archimedes in Syrakus. Ein Naturforscher,

ein Philosoph und ein Dichter hat er dem Staat und der Stadt die höchsten Dienste geleistet, half, als nach Theron's Tod die glorreiche Tyrannis zusammenbrach, die Demokratie begründen und starb, von seinen eigenen Mitbürgern verbannt, der sicilischen Heimath fern, im alten Griechenland. Aber die Legende, die schon sein Erdenwallen mit allerlei Wundern umwoben hatte, führt den lebensmüden Greis, der alle Wissenschaft der Oberwelt erschöpft, zum Krater des Aetna: dort stürzt er sich hinab in das Flammengrab, um die Geheimnisse der Unterwelt kennen zu lernen —

»... ungesehen ging
Er weg, und keines Menschen Hand begrub ihn
Und keines Auge weiß von seiner Asche«.
(Hölderlin, im Fragment »Empedokles«).

Ueber ödes Gefilde herauf weht der Wind vom nahen Meere; nichts ist von der herrlichen, der reichen, der luxuriösen Stadt übrig geblieben, als etwas grasüberwachsenes Mauerwerk: aber in all' ihrer Verlassenheit noch hoch und hehr und ehrfurchtgebietend stehen die Ruinen der Tempel, und mit den Namen der Götter leben die von Theron und Empedokles auf den Trümmern von Akragas.

Die Stadt hat niemals bis zum Meere gereicht, und der Porto Empedocle, dessen Molen bei Tag, dessen Leuchtthurm bei Nacht man deutlich von hier aus sieht, ist eine moderne Schöpfung, Endstation der Eisenbahn, welche den Seeverkehr mit dem Binnenland um Girgenti vermittelt.

Still ist es hier, sehr still; man hört nur die Stimmen der Thiere, das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Vögelgezwitscher. Auf der Chaussee bewegt sich das ländliche Leben, man sieht Eselreiter in Manchesterjacken und mit Beutelmützen, zuweilen ganze Familien auf einem Esel. Hin und wieder fährt ein zweiräderiger Karren vorüber, auch er mit jenem grellen, romantischen Bilderschmuck, der gar seltsam contrastirt mit dem Ernst des antiken Hintergrundes.

Die Nacht hatten wir einen starken Sturm, der heulend durch die Gänge des schmalen, ganz freistehenden Gebäudes pfiff; und heut', unter einem völlig bedeckten, sonnelosen Himmel hat die Landschaft einen sehr schwermüthigen Charakter. Ein kleiner Blumengarten dehnt sich, auf der Rückseite des Hôtels — »Hôtel des Temples«, — nach dem Meere hin. Vor mir, über dem Olivengrün, steht der Heratempel, und etwas weiterhin erhebt sich auf kahler Höhe der Concordiatempel; seine Säulen, sein Gebälk, seine Treppen, der ganze herrliche Bau so wohl erhalten, daß der Wanderer aus dieser Entfernung nicht eine zweitausendjährige Ruine zu sehen meint, sondern ein Heiligthum, das den Priester und das Volk erwartet. Wer diese beiden Tempel von Girgenti gesehen hat, von einer ernsten und überwältigenden Schönheit noch in ihrer völligen Nacktheit, für den ist ein Stück antiken Lebens greifbare Wirklichkeit geworden, ein Eindruck, der nur

erhöht wird durch die gewaltigen Trümmerhaufen des Zeus- und Heraklestempels und die malerisch wieder aufgerichtete Giebelfront des Dioskurentempels. Weiße Landstraßen ziehen sich in mannigfachen Windungen durch das ehemalige Stadtgebiet, welches diese Tempel in sich schloß; noch erkennt man die Reste der alten Festungsmauer, noch bei der Mündung des Fiume Girgenti den alten Hafen, und zwischen diesem und dem Porto Empedocle sieht man den modernen Viaduct und die Brücke der Eisenbahn, deren Rollen und Pfeifen nur selten und abgeschwächt die Stille dieser Landschaft stört.

Das geheimnißvolle Schweigen der Jahrtausende ruht auf ihr. Ich habe mich gefragt, welche von den bisher gesehenen Stätten des Alterthums in Sicilien mich am tiefsten ergriffen, und ich muß sagen, Girgenti. Selbst Syrakus kann sich damit nicht vergleichen, eben weil es mit so viel reicheren Tönen und Farben zur Phantasie spricht. Hier ist keine Gegenwart mehr, hier ist Alles Vergangenheit, ist Alles einsam, stumm und grau. Nichts, kein anderes Anliegen zieht uns ab von der Betrachtung einer untergegangenen Welt, deren ungeheure Monotonie die Sinne gleichsam einschläfert, und deren ganze Majestät sie wiederum weckt und zur äußersten Thätigkeit anspannt, wo man die Region der Tempel betritt. Die Tage, die wir in Girgenti zubrachten, waren für uns, wenn man so sagen darf, wie Tage der Abgeschiedenen — als habe

der Asphodelos, der hier auf den Wiesen wächst, auch an uns seine Zauberkraft bewährt.

An einem sonnigen Nachmittage, dem letzten, besuchten wir Girgenti, die Stadt, den Dom, das uralte Kirchlein Santa Maria de' Greci. Die Stadt liegt hoch, auf dem ziemlich steilen Hügel, dessen Auf und Ab die meist engen, abschüssigen Straßen sich anschmiegen. Im Dom fesselte uns namentlich der antike Marmorsarkophag mit der höchst lebendigen, dramatisch bewegten Darstellung der Hippolytos- und Phädrasage; das Kirchlein in seinem Souterrain gab uns, zumal nachdem wir die Tempel gesehen hatten, einen ganz deutlichen Begriff davon, wie die Christen ihre Heiligthümer in die der Alten hineinbauten; wohin wir blickten beim Scheine des Lämpchens in diesem unterirdischen Dunkel, brach das Heidenthum dorischer Säulen durch das altersschwarze Gemäuer der Kirche.

Im Uebrigen ist Girgenti heut' ein armseliges Nest und das Gros seiner Bevölkerung nicht weniger schmutzig und zerlumpt, als die der anderen sicilischen Städte, die wir kannten; obgleich unser Kutscher und Führer, auf den guten Namen seiner Landsleute bedacht, uns versicherte, daß Diebstähle, geschweige denn ein schwereres Verbrechen hier niemals vorkämen, noch je vorgekommen seien. Aber selbst er hatte Mühe, seine Schutzbefohlenen vor der Zudringlichkeit bettelnder alter Weiber und Kinder zu hüten, die nicht einzeln, oder zu Zweien und zu Dreien, sondern in ganzen Scharen

uns umringten, verfolgten und vor den Kirchenthüren ausgeschlossen werden mußten, um uns wenigstens da Ruhe zu gönnen. Mit ihm, dem Vortrefflichen, der Kutscher mit eigenen Pferden, Besitzer eines Albergo in Girgenti und ein intelligenter Mann ist, bestiegen wir die Rupe Atenea, den einsam ragenden Fels, auf dessen quadratischem Plateau der Tempel der Athene gestanden haben soll, jetzt, in der stillen, weiten Abendlandschaft, schon umwoben von der bläulichen Dämmerung und umrauscht von dem Höhenwind, der das Haidekraut durchschauerte.

Lange noch, als wir in der Frühe des folgenden Tages unsere Reise fortsetzten, blieb die Stadt auf dem Rücken des Berges, und hoch darüber der Fels der Athene sichtbar; sie riefen mir noch einmal die Scenen von gestern und das Gespräch ins Gedächtniß, das ich, den steilen Weg hinauf, mit unserem Begleiter geführt, dem bescheidenen, aber verständigen Bürger Girgenti's. Es betraf, wie gewöhnlich, wenn man sich mit den Leuten dieses Landes unterhält, den öffentlichen Zustand. Sie sind alle große Politiker, namentlich die der älteren Generation, welche die Bourbonischen Zeiten noch erlebt und den Vergleich anstellen können. Sie wünschen die Zeiten nicht zurück — ferne sei das von ihnen! — aber auch mit den gegenwärtigen sind sie nicht zufrieden. Hier und überall in Italien dieselben

Klagen. Vornehmlich über die schweren Steuern, die den kleinen Mann besonders drücken, nicht directe sowohl, als indirecte vielmehr, in Form von Zöllen und Abgaben auf Alles, was zum Leben am nothwendigsten ist. Und nicht der Staat allein, auch die Städte, die Municipien sind gezwungen, zu solchen Auskunftsmitteln zu greifen; schwer unterscheidet man zwischen den Accisebeamten des einen und der anderen, die den Reisenden an jedem Thor, in jedem Hafen erwarten, vor denen er unerbittlich, wofern er Einlaß erhalten will, die Koffer öffnen und zuweilen, wenn das Unglück es will, noch einmal verzollen muß, was er bereits auf einer früheren Station verzollt hat. So sehr ist man auf das Erträgniß aus diesen Einnahmen erpicht und wohl auch angewiesen. Ich erinnere mich eines kleinen Ortes an der ligurischen Küste, wo die Fischer, wenn sie von der See heimkehrten, ihren Fang versteuern mußten, ehe sie frei waren, ihn zum Verkauf auszubieten. Was kann dem armen Volke bleiben, dessen mühseliger Erwerb durch solche Lasten und Auflagen noch verkümmert wird? Spricht man mit einem vernünftigen Manne, wie der unsere war, so wird er die Regierung für die Lage nicht verantwortlich machen: aber wenn man, auf die Masse von Bettlern hinweisend, ihn fragt: »warum arbeiten sie nicht?« — so wird er erwidern: »Es fehlt an Arbeit«. Und wenn man, die weiten Strecken unbebauten Landes überschauend, ihm einwendet: »Könnte denn aber der Boden

nicht besser bewirthschaftet werden?« — so wird er resignirt entgegnen: »Der gibt nicht mehr her; er ist zu steinig«. Es wird einer langen und geduldigen Arbeit bedürfen, um das sicilische Volk aus dieser Resignation aufzuwecken zur Thatkraft und Schaffenslust, seinen Sinn wieder aufzuschließen für die geordnete Führung und den Genuß des Lebens, wie dies Alles hier einst im höchsten Maße vorhanden war. Zwei solcher goldenen Zeitalter hat Sicilien gehabt: von deren einem, dem der Griechen, uns die Theater und Tempel von Taormina, von Syrakus, von Girgenti Kunde gegeben haben; deren anderes aber, das der Araber und Normannen, heute noch in seinen Nachwirkungen dem Reisenden lebendig entgegentritt, sobald er sich der reichsten Provinz und der schönsten Stadt dieser Insel naht.

Stundenlang allerdings passirten wir noch wüstes Gebirgsland, unter einem schweren Regenhimmel, der sich bei Roccapalumba reichlich entlud. Hier hatten wir bereits den zweiten, unter so bewandten Umständen doppelt beschwerlichen Wagenwechsel. Nein, bequem ist das Reisen in Sicilien nicht, die Eisenbahnverhältnisse machen noch einen ziemlich primitiven Eindruck. Aber fast auf der ganzen Fahrt, selbst wo nichts Anderes zu wachsen schien, führte die Bahn unter blühenden Akazien, zwischen breiten Feldern dunkelrothen Klees auf beiden Seiten des Weges dahin; und bei Termini, nach den Thermen des alten Himera, der äußersten

Griechenstadt im Norden, so genannt, schien der Charakter der Landschaft mit einem Male sich völlig zu verändern. Wir hatten nun wieder das Meer zur Rechten, aber nicht mehr das jonische, das Griechenmeer, sondern das tyrrhenische, das, von Afrika her, die Phöniker, die Karthager, die Araber an diese Küsten getragen. Wir waren noch anderthalb Stunden entfernt von Palermo, dem alten Panormos, das, von Phönikern gegründet, immer, so lange sie dauerte, der Hauptsitz der orientalischen Herrschaft und Cultur in Sicilien gewesen ist und diesen Charakter selbst noch unter den Normannen bewahrt hat.

Es berührte freudig, die bessere Bewirthschaftung des Bodens sogleich wahrzunehmen. Der Gegensatz ist außerordentlich. Es war, wie wenn man, in nicht mehr als einigen Stunden, in ein ganz anderes, besseres Land gekommen sei. Die Felder waren hübsch abgetheilt und trefflich mit Gemüsen bestellt; die Limonen und Orangen, reihenweise geordnet, wölbten sich zu grünen Hallen, in denen die Früchte golden schimmerten; Hecken, über und über voll blühender Rosen, bildeten ihre Grenzen, und unter den Mispelbäumen, die schwer trugen, hatte man noch Beete gezogen und reich mit Küchenkräutern bebaut. Ein einziger großer Garten, sorglich gepflegt, ausgezeichnet bewässert, schien sich um uns auszubreiten, so daß man schon hier, an der Schwelle dieses ihres irdischen Paradieses, der Araber und des sicilisch-arabischen Dichters gedenken mußte:

»Neunfach in Bäche, welche hell durchs Grün der Bäume leuchten,
Vertheilt das Wasser sich, um dir die Gärten zu befeuchten« [1]).

Dieser Eindruck des Fleißes, der Ordnung und der Sauberkeit blieb und verstärkte sich noch, als wir endlich die herrliche Hauptstadt Siciliens erreicht hatten; über der kühn geformten Felsmasse des Monte Pellegrino strahlte das Abendroth aus zerrissenem Gewölk, und noch vor Einbruch des Dunkels fanden wir ein behagliches — nach unseren jüngsten Erfahrungen fast sumptuöses — Unterkommen in dem Albergo Trinakria, dem alten Palast Butera — denn hier, wie so vielfach in den vornehmen Städten Italiens, wohnt der Fremde wieder in Palästen. — Aber erst am anderen Morgen konnten wir sehen, wie schön wir wohnten, dicht am Meere, von dem uns nur eine Terrasse mit Blumenbeeten und ein Promenadenweg unter Bäumen trennte. Rechts schloß die Villa Giulia mit dem Massiv ihres Grüns den Aspect, links war der große Hafen mit all' seinen Schiffen, und in majestätischen Linien darüber erhob sich die Pyramide des classischen Berges, dessen Fuß die purpurne Woge netzt und dessen Gipfel immer im Lichte zu strahlen scheint.

Mein erster Blick an diesem schönen Maimorgen war in die Via Vittorio Emmanuele, die glänzende Straße, die vom Meer bis zum königlichen Schloß

---

[1]) Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Bd. II, S. 40.

führt, eine lange Reihe von Palästen, die zu dieser frühen Stunde, hier die Fronten von der Sonne gestreift, dort in tiefen Schatten getaucht, eine wunderbare Perspective machten. Immer noch nennt das Volk, das sich seine Traditionen so bald nicht nehmen läßt, diese Straße mit dem halb arabischen Namen »Cassaro«, nach Al Kass'r, das Schloß; denn in der That steht der Palazzo Reale, jetzt des Königs von Italien, an derselben Stelle, wo das Schloß der Emire gestanden, ja, wo vor diesen die römischen Prätoren und nach ihnen die Normannenkönige, die Hohenstaufenkaiser residirt haben. Ihre höchste Pracht, architektonisch und decorativ, entfaltet die Via Vittorio Emmanuele da, wo sie sich, ungefähr in ihrer Hälfte, mit der Via Macqueda kreuzt, der zweiten Hauptstraße, die durch ihren Namen schon die ganze spanische Zeit, nicht die beste Palermo's, zurückruft. Aber mit einer gewissen schweren und barocken Grandezza wirkt dieser Platz, wo die beiden Straßen einander treffen und schneiden, der Platz der Quattro Cantoni, dessen vier Ecken in der That mit bildnerischem Colossalschmuck völlig beladen, immer wieder, so viel man auch noch hierher kommen mag, einen ungeheuren Eindruck von Stolz und Größe machen. Diese Piazza bildet den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt, von den leuchtenden Farben ihres südlich bunten Lebens erfüllt und zugleich nach allen vier Seiten ihre gewaltigen Straßenarme panoramenartig öffnend. Von hier aus, wie

mit einem Blick, kann man die ganze Herrlichkeit Palermo's umfassen — eine Herrlichkeit ohne Gleichen an solch' einem Maimorgen — dort unten das blaue Meer, das Königsschloß dort oben, wo

»rings um die Wiege der Kaiser,
Die hier herrschten, erscholl feuriger Minnegesang;«
(Platen.)

und dort der Dom, eines der Wunder der Christenzeit, die heilige Stätte, deren Dämmerung jetzt die Asche der nordischen Herrscher birgt, die hier, von der Schönheit des Südens bezwungen, einen kurzen, berauschenden Traum der Macht und der Poesie geträumt haben,

»wo Friedrich im Grabe schläft und Heinrich's
Früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag«.
(Platen).

Mit all' diesen überwältigenden Eindrücken, die den Fremden auf einmal bestürmen, mischt in wohlthuender Weise sich das Gefühl einer heiteren, reichen und schönen Gegenwart, wie wenn der Zusammenhang der Cultur hier niemals unterbrochen worden wäre. Der Untergang der antiken Welt hat hier keine Ruinen zurückgelassen. Der Grieche hat diesen Boden niemals berührt, der Römer ihm kein Zeichen eingedrückt, weder der Größe noch des Verfalls. Hier ist, seit Anbeginn der Geschichte, das Morgenland mächtig gewesen und hat sich dem ihm verwandten Süden unauslöschlich amalgamirt. Das Erbe der Phöniker und Karthager

ging in die Hände der Araber, der einzigen von den Semiten, die — um ein Wort meines unvergeßlichen Freundes Emanuel Deutsch zu gebrauchen — nicht als Kaufleute nach Europa kamen wie die Phöniker, oder als Flüchtlinge und Gefangene, wie die Juden, sondern als Könige[1]). Sie, die siegreich als Welteroberer aus der Wüste hervorbrachen, in die sie lange wieder zurückgekehrt, sind in den Jahrhunderten vom Niedergang der antiken Cultur bis zum Aufgang einer neuen die Vermittler gewesen, die Bewahrer der classischen Schriften der Wissenschaft und der griechischen Philosophie. Was sie mit dem Schwert erobert, schmückten sie mit dem Glanze der Kunst, der Dichtung, und so groß war der Zauber, den sie ausübten, daß er mit ihrer Herrschaft keineswegs erlosch, sondern, den Sieger besiegend, durch die ganze Normannen- und selbst Hohenstaufenzeit fortwirkte. Wohl wehte dem Normannengrafen, als er zum Kampf gegen die Saracenen nach Sicilien auszog, ein vom Papste verliehenes Banner voran, jenem gleich, unter welchem drei Jahre später, Wilhelm der Eroberer auf dem Schlachtfelde von Hastings siegte[2]). Jedoch kein päpstlicher Segen oder Bannfluch reichte hin, die Normannen im Süden vor den Verführungen der feineren arabischen Sitte zu

---

[1]) Deutsch, Literary Remains. London, Murray. 1874. p. 123.

[2]) Thierry, Conquête de l'Angleterre, p. 179, 180.

schützen. Wie heute noch im Dom und der Kathedrale von Malta tausend Lippen den Namen Allah's anrufen, so sind die Wände der Kirchen und Capellen in Palermo, welche normannische Könige gebaut haben, mit arabischen Inschriften bemalt; man findet sie mit dem Meißel eingehauen in der Halle der Zisa und über dem Mauerfries der Cuba[1]); man findet sie kunstvoll eingewirkt in dem Krönungsmantel Roger's und sogar in dem Leichenhemde Kaiser Friedrich's[2]).

Diesen arabischen Grundzug erkennt man auch heute noch im Bilde Palermo's: es ist das Normannenthum mit seinen maurischen Elementen, das der Stadt das Gepräge gegeben hat, nur wenig modificirt durch einen späteren Zusatz aus der spanischen Zeit. In dem Straßennamen der Macqueda erkennt man sie wieder, ebenso wie man auf den Reliefbildern alter Paläste manchmal eine Figur unterscheidet in spanischer Tracht, mit Mantel und Halskrause. Doch der Normannenbau herrscht vor; und der arabische Spitzbogen, »die saracenische Blume, die im Abendland aufging« (Goethe), die feine Säulenumrahmung der Fenster und Portale, die krönenden Zinnen, die den mächtigen, burgartig aufgethürmten Massen eine so reiche Gliederung und bis auf die Farbe des Steines das Malerische des Anblickes verleihen: sie sind im Wesentlichen auch das

---

1) Schack a. a. O., Bd. II, S. 263, 268.

2) Das. Bd. II, S. 7 und 152.

Vorbild der modernen Architektur. Darum klafft hier keine Lücke, besteht hier kein Gegensatz zwischen dem, was war, und dem, was ist; in einer einzigen großen Harmonie fließen die Formen und die Farben zusammen, und das erwachende Leben des Tages zeigt mir, daß ich in einer ganz modernen Stadt bin. Die Läden öffnen sich, die Cafés füllen sich; der Zeitungsverkäufer ruft die »Sicilia« und die »Isola« von Palermo, den »Mattino« von Neapel, den »Fanfulla« von Rom und den »Secolo« von Mailand aus; der Straßenkrämer erscheint mit seinen hunderterlei Dingen; der Blumenhändler bietet die schönsten Rosen, Nelken und Narcissen an, und als ich nach Hause komme, prangt auf dem Frühstückstisch ein Strauß von Heliothropen, so groß, wie bei uns ein Ballbouquet.

Von meinem ersten bis zu meinem letzten Tage kann ich nur sagen, daß Palermo mich entzückt hat. In dieser Vereinigung landschaftlicher Reize, historischer Erinnerungen und wahrhaft großstädtischen Wesens steht es vielleicht einzig da unter den Schwesterstädten und darf neben Genua, der »superba«, neben Mailand, der »grassa«, und Venedig, der »bella«, wohl die »splendida« genannt werden, wie ich sie während meines dortigen Aufenthalts in einer der italienischen Zeitungen bezeichnet fand. Vielleicht die eleganteste von allen italienischen Städten, ist Palermo noch mehr europäisch, als italienisch, und sicilisch nur in dem

Sinne, daß es alles das, was die sicilische Natur, Cultur und Kunst hervorgebracht hat, im höchsten Maße besitzt, ohne den Zusatz der Verwahrlosung und des augenfälligen Elends, dem man im übrigen Sicilien nicht ausweichen kann. Man hat das Gefühl, hier in einer nach unseren Begriffen und Gewohnheiten civilisirten Umgebung zu sein, ohne darum etwas von jenen Reizen und Impulsen zu vermissen, welche das Dasein weit über unsere Begriffe und Gewohnheiten hinaus steigert. Alle Ritterlichkeit und Poesie des tiefen Südens und des hohen Nordens sind an diesem unvergleichlich schönen Erdenfleck zusammengetroffen und haben ihm eine Cultur hinterlassen, in deren moderner Verfeinerung man heute noch Gesichtszüge von beiden zu erkennen meint. Nicht minder malerisch als der alte Toledo von Neapel ist der alte Cassaro von Palermo, doch — wie soll ich sagen — zugleich angenehmer, bequemer; die Trottoirs sind breiter, die Begegnenden höflicher, freundlicher, und der ungeheure Verkehr, der auch hier zur Mittagsstunde gleich einem Strom anschwillt, bewegt sich daher in größerer Ordnung und mit mehr Ruhe. Man ist sich hier nicht beständig im Wege, wie dort; man kann nach Gefallen stehen bleiben vor einem der mit höchstem Geschmack ausgestatteten Schaufenster, kann die Literatur und Bilder studiren an den Straßenecken; man wird nicht gestoßen, braucht sich nicht durchzudrängen, und in den Wagen zu fahren, ist ein Vergnügen, was man von

den Miethfuhrwerken in Neapel und selbst in Rom nicht sagen kann. Wehe dem pater familias, wenn er mit Frau und Tochter in solch' einen entsetzlichen Einspänner geräth, der für mehr als zwei Personen keinen Platz und, wenn es regnet, keinen Schutz gewährt. Wie vortrefflich dagegen sind die Landauer in Palermo! Man kann in Abraham's Schoß nicht bequemer sitzen; und so bis ins Kleinste wird dem Fremden hier das Leben angenehm gemacht, fast zu sehr, wenn er bedenkt, daß ihm doch nur Stunden zugemessen sind, und dann unter der großen Uhr des Municipio die Worte liest: »pereunt et imputantur«.

Aus diesem allgemeinen Rahmen tritt nun das, was dieser Stadt einzig und allein eigen ist, in einem um so reicheren Bilde hervor: ihre prachtvollen Architekturen, Profanbauten und Kirchen, vollendete Denkmale der sicilisch-normannischen Kunst, denen sich die neueren Schöpfungen auf diesem Gebiete in verwandtem Geiste anschließen. Eine solche Reihe von Palästen, alten und modernen, wie in den Straßen Palermo's zwischen Porta Felice und Porta Nuova, wird man nicht bald wiedersehen; und alle scheinen nicht von der Verkommenheit verfallener Größe, sondern von dem blühenden und anheimelnden Leben der Gegenwart zu sprechen. Dazu kommen für den Deutschen die stolzesten zugleich und die wehmüthigsten Erinnerungen, nicht an den halb spanischen Karl V., dessen ein wenig mageres Standbild die Piazza Bologni ziert, wohl aber

an die gewaltigen Hohenstaufenkaiser, die hier mächtig waren, und für deren Geschlecht der Besitz Siciliens verhängnißvoll ward — an Heinrich VI., an Friedrich II. vor Allen, der hier geboren worden und hier begraben ist — der mich immer an unseren eigenen Kaiser Friedrich denken macht — der liebenswürdig und heldenthümlich war, wie dieser, und wiewohl ungleich glücklicher darin, daß er vollbringen durfte, was jener nur verhieß, doch auch, wie dieser, frühzeitig gestorben,

»... erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf ...« (Goethe).

Wie der Epigone der arabisch-normannischen Periode, von ihren letzten Strahlen umflammt, steht dieser Kaiser: er beschließt sie, mit ihm geht sie dahin; aber kein Frevel des nachfolgenden Anjou, keine Lieblosigkeit, keine Härte, keine Tyrannei der späteren Aragonesen und spanischen Bourbonen hat hingereicht, ihr Andenken gänzlich auszulöschen. Immer noch etwas Märchenhaftes für uns hat jene Zeit, da das Ritterthum des Abendlandes hier im fernen Süden ein Reich der Kunst und Poesie schuf, und in der Durchdringung und Vermählung der fremdartig morgenländischen Pracht mit der eigenen Innigkeit und Stärke des Empfindens Werke hervorbrachte, die heute noch in voller Lebendigkeit vor uns stehen.

Ich weiß, daß ich ein ketzerisches Wort zu sagen im Begriff bin, aber ich kann es nicht unterdrücken:

auf mich hat der Dom der heiligen Rosalie zu Palermo mit seinen feinen normannisch-arabischen Façaden und Portalen, seinen mächtigen Thürmen, seinem unendlichen Reichthum einheitlich und organisch zusammengefaßter Motive, die hier noch an die Moschee, dort noch an die romanische Basilika anklingen, einen tieferen Eindruck gemacht, als selbst die Peterskirche zu Rom: wer könnte den ungeheuren Bau Bramante's, dessen Gedanken Raffael weitergeführt, wer die majestätische Kuppel, die nach Michelangelo's Entwürfen gewölbt, den unermeßlich scheinenden Platz mit dem Obelisken, den Fontainen und den Colonnaden betrachten, ohne von dem Eindruck des Gigantischen ergriffen zu sein, der »sich unwiderstehlich, unauslöschlich aufdrängt?«[1]). Ehrfurcht scheint hier jedes andere Gefühl auszuschließen, indessen dieser Dom mehr die Phantasie bewegt: er wirkt malerischer, poetischer und ein wunderbarer Zauber wird ihm verliehen durch die Palmen in seinem Vorhof. Intensiver, unmittelbarer noch tritt dieses orientalische, nein, dies — im Goethe'schen Sinne — »west-östliche« Element in der Cappella Palatina hervor: hier, neben den byzantinischen Heiligen auf Goldgrund, erblickt man in der ewigen Dämmerung dieses christlichen Heiligthums an einer Seitenmauer den silbernen Streifen des Halbmonds leuchten, während unter der colossalen Halbfigur des Erlösers,

---

[1]) Ranke, Die römischen Päpste, Bd. III, S. 47.

die Hände zum Segen gefaltet, wie die griechische Kirche vorschreibt, die römisch-katholische Geistlichkeit im lichterfunkelnden Chore die Messe celebrirt.

Nicht minder überraschend in der alten, normannischen Königsburg, deren Inneres heute zum Empfang der italienischen Majestäten, wenn sie von Rom nach Palermo kommen, modern umgestaltet und mit dem höchsten Comfort ausgestattet worden ist: mitten zwischen den überaus traulich eingerichteten Wohnräumen und den großartigen Repräsentations- und Ballsälen, liegt die Stanza di Ruggiero, das Zimmer jenes Roger II., der den Königstitel annahm, und von dem der arabische Dichter singt:

»Roger, der Fürst, wie wenige nur waren,
Der Kön'ge König unter den Cäsaren«[1]).

So verbindet sich überall eine weit entlegene Vergangenheit mit der Gegenwart des heutigen Tages, und ohne daß man den Abstand empfände, tritt man aus dem Einen in das Andere. Aus den Fenstern dieses Palastes sieht man über das Häusermeer Palermo's auf das tyrrhenische Meer, das den Eroberer hertrug, und in üppiger Fülle drängt sich eine Vegetation dazwischen, welche mit der ganzen Mannigfaltigkeit von Blumen und Früchten der gemäßigten Zone schon den Uebergang zu der tropischen zu bilden scheint, und in der demgemäß neben den schönsten Laubbäumen, Ka-

---

[1]) Schack, Bd. II, S. 260.

stanien, Ahornen und Platanen, die Palme in all' ihren Gattungen und schönsten Exemplaren vorherrscht.

Das Herrlichste jedoch, was Palermo zu bieten hat, weil es all seine Herrlichkeiten, die künstlerischen und die landschaftlichen, in sich begreift, ist Monreale, der Dom und das Kloster, auf ziemlich steiler Höhe gelegen und auf einem nicht unbeschwerlichen Weg in etwas mehr als einer Stunde zu erreichen. Aber wenn man diese Straße zu dem weithin sichtbaren erzbischöflichen Städtchen emporsteigt, dann hat man ein wirklich paradiesisches Landschaftsbild rings um sich ausgebreitet, die berühmte conca d'oro, in Wahrheit eine goldene Muschel oder Thalmulde zwischen den bläulichen Gebirgen zu beiden Seiten, ganz ausgefüllt mit den Goldfrüchten des Citronenhains, eine dichte Masse schimmernden Grüns, so weit das Auge reicht, überquellend von Fruchtbarkeit, wie vom Segen der hesperischen Gefilde, nach der See hin begrenzt von Palermo's Thürmen und Kuppeln, die von der Nachmittagssonne beglänzt sind. »O beglücktes Thal«, ruft Falcandus aus, jener Ugo Falcando, ein sicilischer Normann, der noch ein Zeitgenoß gewesen von Wilhelm II., dem Enkel Roger's — »o beglücktes Thal, für alle Zeit preiswürdig, das in seinem Schoß jede Gattung von Bäumen und Früchten birgt, das allein alle Wonnen der Erde umschließt«. Um diese Zeit und von diesem Herrscher (1167—1186) war Monreale gebaut worden, und Falcandus sagt: »Catana ist von

einem Erdbeben zerstört[1]), die alte Hoheit von Syracus stirbt in Armuth und Einsamkeit dahin; aber Palermo ist noch mit einem Diadem gekrönt, und die dreifachen Mauern der Stadt umschließen die thätigen Mengen von Christen und Saracenen«[2]). Als Falcandus so schrieb, war das Ende der schönen Normannenzeit schon herangekommen. Wilhelm II., den sie den Guten nannten, war kinderlos gestorben; vier Jahre noch unter Tancred, dem letzten illegitimen Sprossen des Normannenhauses, kämpften beide, Saracenen und Christen, vereint gegen den Sohn Barbarossa's, den deutschen Kaiser Heinrich VI., dessen Gemahlin Constantia, »die Tochter von Sicilien«, Roger's II. Tochter und legitime Erbin des Königreichs war. Nach der Ermordung Tancred's und dem Fall Palermo's hielten die Saracenen sich noch dreißig Jahre lang in den Bergen, wurden unter Friedrich II., sechzigtausend an der Zahl, nach Nocera in Apulien verpflanzt und sind hier Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch Karl von Anjou ausgerottet worden. Alles Grauenhafteste, was es von Blutthaten in der sicilischen Geschichte gibt, verknüpft sich mit diesem Namen, wäh-

---

[1]) Es ist der in einem früheren Abschnitt bereits erwähnte von einem Erdbeben begleitete furchtbare Ausbruch des Aetna vom Jahre 1169 gemeint, wobei Catania fast ganz vernichtet ward und gegen fünfzehntausend Menschen umkamen.

[2]) Gibbon, Decline and fall of the Roman Empire, 1004.

rend an die Normannen nur Werke des Friedens und der Schönheit erinnern, in denen zugleich das Andenken der Saracenen fortlebt.

Noch weiter zurück an die Traditionen der christlichen Vorzeit, als selbst der Dom in Palermo, knüpft der von Monreale, wiewohl er, gleich jenem, in seinen wesentlichen Zügen ein Bau des letzten Normannenkönigs ist, aber bei seinem beschränkteren Umfang vom ersten Erbauer vollendeter ausgeführt und in seiner Ursprünglichkeit der Gegenwart reiner erhalten. Unendlich ergreifend sind die Mosaikgemälde, welche die Wände dieses Doms in doppelter und dreifacher Reihe bekleiden: Darstellungen aus der Geschichte des alten und neuen Testaments, von so rührender Einfalt, daß man sich in die Kinderzeit des Glaubens versetzt meint. Liebliche Frauen-, würdevolle Männergesichter, mit feinen Zügen, in denen sich die mannigfachen Empfindungen des geschilderten Vorgangs, Leid oder Freude, menschlich wahr ausdrücken; leuchtende Farben und Goldhintergründe, Häuser und Hausthiere des Morgenlandes, aber Schiffe, Schiffsgeräth, der Schnitt der Gewandung und selbst der Profile wundersam gemahnend an die Teppiche von Bayeux, in denen, nach Anordnung und auf Kosten des Capitels und der Kathedrale dieser Stadt, unmittelbar nach der Schlacht von Hastings, der abenteuerlich kühne Zug Wilhelm's des Eroberers in einer langen Reihe gewirkter Bilder darge-

stellt ist[1]). Denn freilich stammt beides, dort an der französischen und hier an der sicilischen Küste, aus annähernd derselben Zeit und beides ist Normannenarbeit.

Der volle Pomp eines Sonnabend-Nachmittagsgottesdienstes erhöhte den mächtigen Eindruck, Orgelspiel und Gesang der Chorknaben, welche wir später, als wir Monreale verließen, in ihren carmin-rothen, von der Abendsonne bestrahlten Gewändern, nicht weit von dem Städtchen, auf den Felsen gelagert sahen, während eine Schar junger Mädchen, nonnenhaft schwarz gekleidet und unter Führung einer Laienschwester auf der Landstraße vorüberzog. Ganz einsam dagegen ist es in dem Hofe des alten Klosters der Benedictiner, das sich ehemals dem Dom anschloß. Das Kloster ist jetzt verlassen und verfallen; aber unversehrt stehen noch die maurischen Bögen und Säulchen des Kreuzgangs, alle mit den reizvollsten Capitälen und Ornamenten, und nicht wenige mit den Spuren von Gold und Resten der einstigen Mosaikeinlagen. In der Mitte wachsen Aloen, und das Rieseln eines Brünnleins ist die einzige Stimme, die man an dieser nunmehr ausgestorbenen Stätte vernimmt.

Man braucht indessen in Palermo gar nicht so weit zu gehen, um diese Stimme der Vergangenheit zu hören: auch im Volksgewühl der gedrängt vollen Straßen,

---

[1]) Thierry a. a. O., p. 811, Tapisserie de Bayeux.

im Innersten dieser Stadt, in ihren Gäßchen und auf den Märkten redet sie zu dem Vorübergehenden; ferne Sagen von chevaleresken Abenteuern und fromme Legenden vernimmt man, gemischt mit dem Aufschrei gegen den Tyrannen und dem Sturmgeläut der Revolution, von jener sicilianischen Vesper an, zu welcher die Glocken des Kirchleins von San Spirito, heut' mitten in den Kirchhöfen Palermo's, riefen, bis zu den Tagen Ruggiero Settimo's, 1848, und Garibaldi's, 1860 — den Tagen der Märtyrer der Freiheit und ihrer Helden, an welche die Tafeln und Kränze der ehemaligen Fiera vecchia, jetzt Piazza della Rivoluzione, für immer erinnern.

Auch hier ist der öffentliche Garten, seit 1863 angelegt und Giardino Garibaldi genannt, nach sicilischer Sitte mit Marmorbüsten geschmückt: aber nicht die Bilder sind es von Künstlern und Dichtern, wie in Catania und Aci Reale, sondern solcher, die für die Befreiung ihres Volkes vom unwürdigen Bourbonenjoch gelebt haben und im rühmlichen Kampfe gegen dasselbe gefallen sind. Die schönsten aller Palmen von Palermo stehen hier, in diesem Garten, dicht am Meer; unter ihrer grünen Dämmerung, die nur vom Weiß des Marmors unterbrochen wird, bewegt sich von früh bis spät die geschäftige Menge der zur Stadt Gehenden oder von dort Kommenden, und den ernsten Hintergrund mit seinen Zinnen und altersgrauen Quadern bildet jener Palazzo Chiaramonte, ein Bau, fast festungsartig anzuschauen, in welchem auch einmal ein

Rebell gefallen ist, dann Sitz der Inquisition und jetzt, wie zur Sühne so vieler Schuld, des Tribunals, welches im Namen des Königs von Italien Recht spricht.

Wer auf dem Wege von Genua nach Nervi bei Quarto vorübergekommen ist an dem kranzgeschmückten Kreuz auf dem einsamen Felsen, unter dessen Brandung, in zwei Rubbatino's und angefeuert von Crispi, Garibaldi sich eingeschifft hat mit seinem Tausend zur Heldenfahrt nach Sicilien, und dann hier in Palermo, mitten unter den Trophäen eines nach langen Kämpfen errungenen und mit den edelsten Opfern geweihten Sieges landet: der wird aufs Neue von Bewunderung ergriffen und erfüllt werden von Sympathie für den Enthusiasmus, die Freiheitsliebe, den ungebeugten Stolz und die zähe Thatkraft des italienischen Volkes und aus den Erinnerungen seiner Geschichte die Hoffnung schöpfen, daß es sich auch der gegenwärtigen Lage gewachsen zeige. Denn es ist nicht zu leugnen, weil es in der Natur der Menschen liegt, daß dem heroischen Aufwallen einer Nation nur zu bald die Depression folgt, als wolle das waltende Geschick sie nun erst auf die härtere Probe stellen: das in einem Augenblick der Begeisterung Errungene zu behaupten in der mühseligen, nüchternen und resignirten Arbeit von Jahren. Dann erst beginnen die Schwierigkeiten, wie wir deren auch in Deutschland jetzt mehr als genug durchzumachen haben. Aber in Italien stellen sie noch Anforderungen

ganz anderer Art an die Festigkeit der Regierung, die patriotische Gesinnung der Bürger und den guten Willen all' Derer, die von der alten Ordnung der Dinge gelitten oder Vortheil gehabt haben. Sie bestehen nicht zum Wenigsten in Mißbräuchen, denen nur auf Kosten der Bevorrechteten ein Ende gemacht werden könnte; sie gehen, mit Einem Wort, tiefer und bis zur Wurzel der Existenz, weil sie zum Theil mit Uebelständen zusammenhängen, die dieser selbst anhaften, dem bösen Erbe der inneren Zerrissenheit, der Viel- und Mißherrschaft, welche das Volk und seine vitalen Interessen geflissentlich vernachlässigte, ja mit Füßen trat und im Vergleich mit der sogar unsere kleinen Staaten Musterstätten väterlicher Fürsorge genannt werden dürfen. Denn hier regierten Deutsche doch immer über Deutschen; in Italien aber waren es Fremde, deren Druck auf dem schönen Lande gelastet und nirgends unheilvollere Spuren zurückgelassen hat, als in seinem schönsten Theile, dem Süden, wo »die verhaßte Gewalt der Spanier«, wie Ranke sagt, und der spanischen Bourbonen den Namen des »Königreichs beider Sicilien« zu einem Namen des Fluchs in der Geschichte gemacht hat. Die Geschichte Siciliens, vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert, ist eine politischer Unmoral, welche nicht anders als demoralisirend auf das Volk selbst zurückwirken konnte. Tauschobject der europäischen Cabinetspolitik, kam die Insel einmal sogar, im Utrechter Frieden (1713), vorübergehend an — das

Haus Savoyen, das aber, damals noch weit entfernt von dem Gefühl seiner nationalen Sendung, einige Jahre später Sicilien für Sardinien und den Königstitel an Oesterreich zurückgab (1718), bis wiederum nach wenigen Jahren die Spanier noch einmal (1734) siegreich einzogen in Neapel und Palermo. Kein Wunder darum, daß die Zustände der beiden Hälften des ehemaligen Königreichs, der festländischen und der insularen, einander so sehr gleichen. Nur mit dem Unterschiede, daß Süditalien seine großen Handelsstädte hatte, während Sicilien von je vorwiegend ein ackerbautreibendes Land war und die letzten Ursachen seines Zerfalls, in der kurzen Zwischenherrschaft der Araber und Normannen nur aufgehalten, nicht beseitigt, zurückdatiren bis zur Zeit der Römer. »Die vornehmsten Besitzungen waren das Eigenthum der reichen Senatoren von Rom, welche das Gebiet einer alten Republik oft in einer Farm einschlossen«[1]. Die Folge war, daß der gesegnete Boden dieser Insel in den Händen weniger Großgrundbesitzer und Speculanten durch Sclavenwirthschaft systematisch ausgesogen ward. An die Stelle der Sclaven sind allerdings jetzt Arbeiter getreten; aber das System ist dasselbe geblieben: es gibt keinen unabhängigen Bauernstand; und wo man nun auch die socialen Schäden Siciliens untersuchen mag, überall

[1] Gibbon, S. 106. — Die Provinz Afrika war ebenfalls unter vier oder fünf Landeigenthümer vertheilt.

wird man auf ihren Zusammenhang mit den agrarischen Verhältnissen stoßen.

Aus ihnen, wenn man die feurige, rasch zur That entschlossene Natur des Sicilianers, seinen ursprünglich poetischen, aber durch moralischen Einfluß nicht immer gezügelten Sinn hinzunimmt, erklärt sich auch das Banditenwesen, welches nur eine andere Form der Agrarverbrechen darstellt, als diese z. B. in Irland angenommen haben. Von dieser Plage Siciliens vernahmen wir freilich nichts während unseres Aufenthaltes in der Insel. Aber wenige Wochen später eclatirte das Unheil, zugleich mit dem Ausbruch des Aetna, ganz Sicilien in Schrecken setzend, als ob mit dem Aufruhr in der Natur auch das Verbrechen wieder emporflammen solle. Wir waren schon zurück in unserem guten Berlin, als wir aus den Zeitungen erfuhren, daß die rauchende Lava bis dicht an die friedlichen Dörfer hinabgeflossen sei, die wir von Aci Reale aus besucht; und daß gar nicht weit von Palermo die »Malandrini« wieder am Werk seien, daß sie reiche Leute heimlich aufgriffen, in die Berge verschleppten und, wenn das geforderte Lösegeld nicht rechtzeitig eintraf, grausam ermordeten und deren Leichname verbrannten. Das sind traurige Flecke fürwahr auf dem Glanze dieser schönen Stadt! Wir lasen, daß man sich mit einiger Sicherheit nicht mehr vier oder fünf Stunden aus ihrem Weichbild entfernen, noch die benachbarten Gebirge besuchen könne, die zum Theil pracht-

voll bewaldet mit Eichen und Buchen und reich an geräumigen Ebenen, an malerischen Thälern sind. Selbst die Palermitaner, die dort ihre Sommerresidenzen haben, flohen die Gegend aus Furcht vor den Räubern oder wagten sich nur dorthin in Begleitung einer berittenen Truppe von Feldhütern. In einem Bericht, welchen der großbritannische Consul Stigand in Palermo damals seiner Regierung erstattete, heißt es, daß man der Verbrecher sehr schwer habhaft werden könne, weil derjenige Theil der Einwohner, der eine sträfliche Verbindung mit den Briganten nicht unterhalte, dennoch in einer solchen Angst vor ihnen lebe, daß er sich unter keiner Bedingung dazu verstehe, von ihren Bewegungen Nachricht zu geben; während eine nicht minder große Masse des Volkes, die »manutengoli«, den Räubern Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse zu exorbitanten Preisen verkaufen und mithin an der Beute participiren. Der britische Consul meint, daß die sicilische Polizei verstärkt, zu diesem besondern Zwecke trainirt und mit Bluthunden, wie in den Verbrechercolonien von Florida, zur Verfolgung der Räuber und ihrer Spuren ausgerüstet werden müsse. Wozu der Londoner »Spectator« (24. September 1892)[1]), die folgende sehr richtige Bemerkung macht: »Ohne Zweifel würde bessere Polizei viel thun; aber wir sind geneigt zu denken, daß Consul Stigand eine der hauptsächlichen

---

[1]) Brigandage in Sicily, p. 410.

Ursachen, wenn nicht die hauptsächlichste, des Brigantenthums übersieht. Die sociale Lage des ackerbautreibenden Siciliens ist grundschlecht (utterly bad), und bis eine Reform bewirkt wird, werden wir das Eiland nicht wirklich ruhig sehen. Das Land wird nach dem Latifundiensystem bewirthschaftet — das heißt in riesigen Gütern, dem Eigenthum abwesender Herren, welche nicht an Oekonomen verpachten, sondern Verwalter anstellen, welche die nöthigen Arbeiter dingen. So kommt es, daß die Arbeiter in Dörfern und kleinen Städten leben, zuweilen auf acht Meilen Entfernung von ihrer Arbeit, und Beschäftigung nur zu bestimmten Jahreszeiten erhalten. Das Land ist auf diese Weise mit besitzlosen Menschen gefüllt, die keine feste Thätigkeit und kein Interesse am Boden haben, und die in den Landstädten zusammengepfercht sind, in großem Elend und mit mehr als hinreichender Gelegenheit für sociale Verschwörung«.

Nun versteht es sich wohl von selbst, daß man in einem großen und reichen Gemeinwesen wie Palermo, das gewissermaßen auf unzerstörbaren und in der That durch keinerlei Mißgeschick jemals gänzlich zerstörten Fundamenten ruht, von den allgemeinen und ringsumher verbreiteten Uebelständen weniger bemerkt. Wenn man sonst auf dieser Insel und im übrigen Süden von Italien die Vorstellung hat, als ob sie von zwei völlig verschiedenen Arten von Menschen bewohnt würden: einer verkommenen, bettelhaften und

einer höheren, die sich durch Noblesse der Erscheinung und ererbte Cultur auszeichnet, so macht sich dieser Abstand hier bei Weitem nicht so fühlbar, wie z. B. in Neapel, weil das niedere Volk von Palermo durchaus liebenswürdiger und gesitteter ist. Aber auch hier scheint jede Verbindung zu fehlen zwischen der zerlumpten Greisin, die sich wimmernd und jammernd an unseren Wagen drängt, und der vornehmen Dame, die in ihrer mit Rosen besteckten Equipage auf dem Corso der Via della Libertà vorüberrollt. Lieblichere Frauengesichter, reizvollere Toiletten als auf diesen Nachmittagsfahrten, bis zur Villa Favorita, dem Park, dessen weite Rasenflächen der tiefe, blaue Schatten des Monte Pellegrino begrenzt, wird man in ganz Italien nicht finden. Zumeist bleiche Gesichter von feinem, aristokratischem Schnitt, mit dunklen Augen, graziöse Gestalten, trotz der Boas in helle Frühjahrsfarben gekleidet, in denen das Weiß und vielfach das Grün in allen seinen Nüancen vorherrscht. Als ich nicht viel später den Corso in Neapel sah, die Villa Nazionale, dicht am Meer, entlang und von der Mergellina den Posilipp hinauf, da war ich freilich auch überwältigt von der Pracht dieses Anblicks; aber so schöne Frauen, so schöne Toiletten und so schöne Pferde, solch' gediegenen Luxus mit so gutem Anstand zur Schau getragen, wie in Palermo, habe ich selbst in Neapel nicht gesehen. Oft, und besonders bei der Rückfahrt in die Stadt, gegen Abend, bewegen sich in dreifacher Linie

die Wagen, zum großen Theil herrschaftliche Kutschen und Equipagen, auf dem Schlag die Wappen und Krönlein alter Geschlechter, in deren manchem sich normannisches mit arabischem Blut gemischt haben mag; und vornauf die wohlgenährten Kutscher und kleinen Grooms — so sehr treten hier Adel und Reichthum in den Vordergrund, ohne daß sie doch auffällig aus dem allgemeinen Rahmen heraussträten. Denn immer wieder, zuerst und zuletzt, ist der Eindruck von Palermo der einer unbegrenzten, das ganze Herz erfüllenden Schönheit, und nicht einmal ein bedeckter Himmel, der den anderen italienischen Städten etwas so Tristes, alle Farben Auslöschendes und sie bis zur Unkenntlichkeit Veränderndes gibt, thut ihr einen wesentlichen Abbruch. Aber wie leuchtet und strahlt dieses Meer, dieses Gebirg und diese Stadt unter einem wolkenlosen Himmel und im Glanze der Frühlingssonne!

Wer, in ihrer Maienpracht, vermöchte dann die jedem Besucher gastlich geöffneten Gärten zu schildern, ja, wer vermöchte sie nur alle zu nennen — so groß ist ihre Zahl, von der städtischen Villa Giulia bis zu den Villen Florio und Serradifalco, in denen sich zur Mittagszeit so lieblich träumen läßt, oder der Villa des Grafen Tasca, die man zur Abendstunde besuchen muß, wenn der Sonnenuntergang seine zauberischen Lichter in das Grün webt, um die weißen Marmorbilder spielen läßt und von den Wasserspiegeln reflectirt. Wenn man sich das Stadtbild vergegen=

wärtigt, wie der Beschauer es von irgend einem hochgelegenen Punkt überschaut, so scheint es von diesen Gärten ganz umschlungen zu sein, wie von einem Kranze, der sich um ein Diadem flicht. Auch Ueberreste der alten arabisch-normannischen Gärten haben sich noch erhalten in den immer grünen, immer blühenden und immer Früchte tragenden Limonenhainen, die man in der Nähe des Residenzschlosses, vor der Porta Nuova, zu beiden Seiten des Weges nach Monreale sieht. Hier, in einer Vorstadtstraße, liegt die berühmte Zisa, von jener imposanten Würfelform, die den sicilischen Normannenbau bezeichnet, ein Castell mit hohen Thür- und Fensterwölbungen, mit einem Eckthurm und einer Halle, deren Brunnen und Mosaikbilder mit Pfauen und Palmen an die Höfe maurischer Paläste Spaniens erinnern. Ein ganzer Wald von Orangen schließt sich an dieses ehemalige Lustschloß der letzten Normannenkönige, mit arabischem Namen Al Aziz (daraus Zisa geworden); lange kann man unter diesen Bäumen wandeln in den dunklen Irrgängen, die von goldnen Früchten funkeln, und, vom leisen Säuseln des Windes begleitet, dann die Worte der im Erdgeschoß der Zisa jüngst entdeckten Inschrift besser verstehen: »Du wirst den König des Jahrhunderts sehen, denn sein ist die Pracht und die Freude[1].« Weiter oben, schon außerhalb Palermo's, einsam in einer gleich

---

[1]) Schack, Bd. II, S. 263.

üppigen Gartenwildniß, liegt die Cubola, nach den vier Seiten offen, auf Pfeilern mit Spitzbögen eine Kuppel tragend, einer der Pavillons, die, durch einen Porticus verbunden, zur Cuba führten, durch einen einzigen schönen Garten mit Springbrunnen und Mosaikboden, wo jetzt die staubige Landstraße nach Monreale sich hinanzieht und, auf dem Hof einer Reiterkaserne, der letzte Rest dieses alten Palastes steht, noch immer erkennbar an den flachen spitzbogigen Nischen der Außenwände.

Wie sehr begreift man den Schmerz, mit welchem die Araber einst von dem »geliebten Eiland« schieden, die Sehnsucht, die sie mit sich trugen, und das Heimweh, das sie, zurückgekehrt ins eigene Vaterland, nach ihm empfanden! Auch für uns kam die Stunde, da »die Palmen von Palermo's Strand« unserem Blick entschwanden, und durch unsere Seele ging es wie der Vers des arabischen Dichters:

»Wenn ich von jener Insel auch verbannt bin, jenem Eden,
So lang' ich lebe, muß ich doch von seinen Wonnen reden«[1].

[1]) Schack a. a. O., Bd. II, S. 19.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von Martin Oldenbourg, Berlin, Adlerstraße 5.

In gleichem Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

Heimatherinnerungen
an
Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker.
Von
Julius Rodenberg.

1882. 8°. 236 Seiten. Geheftet 4 Mark.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Herrn Schellbogen's Abenteuer.
Ein Stücklein aus dem alten Berlin.
Von
Julius Rodenberg.

1890. 8°. 256 Seiten. Geheftet 4 Mark.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Klostermann's Grundstück.
Von
Julius Rodenberg.

Zweite Auflage. 1892.
Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Lieder und Gedichte
von
Julius Rodenberg.

Fünfte Auflage. 1880. 12°. XI und 312 Seiten.
Geheftet 4 Mark 50 Pf.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Inhalt: Erstes Buch: Prolog I. Aus früher Zeit. II. Ueber die Berge. III. Das Meer. — Zweites Buch: I. In der Fremde. II. In der alten Heimath. III. Kennst Du das Land? — Drittes Buch: I. Am eignen Heerd. II. Zum Gedächtniß. III. Gen Abend.

☞ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.** ☜

In gleichem Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Dritte, wohlfeile Ausgabe.

Diese Gesammtausgabe der »Bilder« umfaßt drei Bände, enthaltend die bisher einzeln unter den Titeln: »Bilder aus dem Berliner Leben«, dasselbe neue Folge, und »Unter den Linden« herausgegebenen Berliner Schriften Rodenberg's, und werden diese drei Bände nur zusammen und nur gebunden (in zwei Bänden) zum Preise von 6 Mark abgegeben.

(Die Einzelausgaben bleiben weiter bestehen.)

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen

von

Julius Rodenberg.

1891. Zwei Bände. 8⁰. Geheftet 8 Mark. In einem Band elegant gebunden 10 Mark.

Ferien in England.

Von

Julius Rodenberg.

1876. 8⁰. VIII und 184 Seiten. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: I. Der Sturm. — II. Elthorne-House. — III. »Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins!« — IV. London. — V. Am Seestrand.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In gleichem Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Zweite Auflage. 1886. 8°. VII und 248 Seiten.
Geheftet 4 Mark.
Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: Vorwort. — I. Die letzte Pappel. — II. Sonntag vor dem Landsberger Thor. — III. In den Zelten. — IV. Die Kreuzberg-Gegend. — V. Das Werden und Wachsen unsrer Stadt.

(Erste Auflage 1885. 8°. VII u. 248 Seiten. Geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.)

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Neue Folge.

Inhalt: Vorwort. — I. Die frühen Leute (Wintermorgen in Berlin). — II. Der Frühling in Berlin. — III. Der Norden Berlins. — IV. Im Herzen von Berlin.

Erste Ausgabe: 1887. 8°. VIII und 283 Seiten. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Zweite Ausgabe: 1887. 8°. VIII und 283 Seiten. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

☞ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.** ☜

In gleichem Verlage ist von demselben Verfasser erschienen:

Belgien und die Belgier.

Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880.

Von

Julius Rodenberg.

1881. 8°. XII und 291 Seiten. In englischem Leinwand-Umschlage 9 Mark.

Inhalt: Vorwort. — I. Die Reise nach Belgien. — II. Das Land und die Parteien. — Brüssel. — III. Das belgische Heer. — Die Presse. — Herr Frère-Orban. — IV. Die Julifeste. — V. Gent. — Die Socialdemokratie in Belgien. — VI. Antwerpen. — Belgiens materielle Entwickelung seit 1830. — VII. Studien am Seestrand und Besuche in der Stadt. — Hendrik Conscience. — Charles Potvin. — Herr Rolin-Jacquemins. — VIII. Der literarische Kongreß und die französisch-belgische Literatur. — IX. Zur vlamischen Literatur. — X. Die vlamische Bewegung. — Die neue Malerschule und Musik. — XI. Das patriotische Fest. — Charles Rogier. — Der Kanonikus Haerne. — Der Baron Nothomb. — XII. Der historische Festzug. — Das Banquet der Bürgermeister. — Schluß.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

2/B/3

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rodenberg, Julius,

Eine Frühlingsfahrt nach Malta Mit Ausflügen in Sicilien

Berlin 1893

It.sing. 893 kf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11630617-1